

Die „Gleichheit“ erscheint alle vierzehn Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pfennig; unter Kreuzband 85 Pfennig. Jahres-Abonnement 2,80 Mark.

Stuttgart den 27. Dezember 1905

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Frau Klara Jettin (Zunbel), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Furtwäch-Strasse 12.

Inhalts-Verzeichnis.

Einladung zum Abonnement. — Weihnachten. Von Luise Bieg. — Über Schulgesundheitspflege. VII. Von Dr. Zadel. — Sonderorganisation für Arbeiterinnen? Von Klara Jettin-Ernst. — Jugend und Sozialismus. XVII. Von Franz Krüger. — Aus der Bewegung: Von der Agitation. — Von den Organisationen. — Die Behörden im Kampfe gegen die proletarischen Frauen. — Verichtigung. — Jahresbericht der Vertrauensperson der Genossinnen Augsburgs. — Jahresbericht der Vertrauensperson Hamburgs für das Jahr 1905. — Politische Rundschau. Von G. L. — Genossenschaftliche Rundschau. Von Simon Kapfenstein. Notizen: Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen. — Frauenstimmrecht. Feuilleton: Weihnachtsabend. Von Theodor Storm. (Gedicht.) — Mine Anders Weihnachtsen. Von Otto Krille.

Einladung zum Abonnement.

Die „Gleichheit“, das Organ der deutschen Genossinnen, schließt mit dieser Nummer ihren 15. Jahrgang. Wie in den vergangenen Jahren, so wird die Zeitschrift auch fernerhin die treue Beraterin der Proletarierinnen für ihre Beteiligung am Befreiungskampfe ihrer Klasse sein. Sie wird wie seither mit aller Energie und Schärfe kämpfen für die volle soziale Befreiung der proletarischen Frauenwelt, wie sie einzig und allein möglich ist in einer sozialistischen Gesellschaft. Denn nur in einer solchen verschwindet mit den jetzt herrschenden Eigentums- und Wirtschaftsverhältnissen die Ursache jeder gesellschaftlichen Unterdrückung und Unfreiheit: die wirtschaftliche Abhängigkeit eines Menschen von einem anderen Menschen; denn nur in einer solchen verschwindet mit den jetzt herrschenden Eigentums- und Wirtschaftsverhältnissen der Gegensatz zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden, der soziale Gegensatz zwischen Mann und Frau, zwischen Kopfarbeit und Handarbeit. Die Aufhebung dieser Gegensätze kann jedoch nur erfolgen durch den Klassenkampf: die Befreiung des Proletariats kann nur das Werk des Proletariats selbst sein. Will die proletarische Frau frei werden, so muß sie sich der allgemeinen sozialistischen Arbeiterbewegung anschließen. Und nur ihr, keineswegs aber der bürgerlichen Frauenrechtelei, die zwar zugunsten des weiblichen Geschlechtes innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft reformieren will, aber grundsätzlich eine Revolution der Gesellschaft zugunsten der ausgebeuteten Klasse zurückweist. Die proletarischen Frauen zum Klassenkampf zu rufen und für den Klassenkampf zu schulen, das wird wie bisher so in Zukunft die vornehmste Aufgabe der „Gleichheit“ bleiben. Ihrem alten Programm getreu wird sie auch im kommenden Jahre werben für den Streit, in dem „ein Hüben und Dräben nur gilt“. Daneben will jedoch die „Gleichheit“ noch weitere Aufgaben erfüllen. Jede Nummer hat eine Beilage, welche abwechselnd in der Reihe des Erscheinens, der allgemeinen Bildung der proletarischen Frau, ihrer besseren Ausrüstung für die Pflichten als Mutter und Hausfrau gewidmet ist und Kinderlektüre bringt, die in dem heranwachsenden proletarischen Geschlecht sozialistisches Fühlen und Denken fördern soll. Das Blatt hat im Laufe des letzten Jahres seinen Leserkreis um viele Tausende vermehrt. Wir hoffen, daß es sich 1906 die alten Sympathien erhält und neue Freunde erwirbt. Verlag und Redaktion werden tun, was in ihren Kräften steht, damit die „Gleichheit“ ihren Aufgaben gerecht wird. Ihr Preis beträgt vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pfennig. Probe- und Agitationsnummern werden jederzeit gratis abgegeben. Eine recht weite Verbreitung der „Gleichheit“ hofft

Die Redaktion und der Verlag.

Weihnachten.

Feierlicher Glockenschall läutet wiederum allüberall Weihnachten, das „Fest der Liebe“ ein.

Friede auf Erden! so tönt es von den Kanzeln, so gittert es durch Millionen von Herzen.

Friede auf Erden! In zahllosen Herzen weckt diese Botschaft der lieblichen Bethlemlende heiße Sehnsucht, brennendes Verlangen nach einem Quentchen Lebensglück und Lebensfreude. Oder aber sie weckt Zorn, Erbitterung in den Herzen so vieler Missethater und Beladener, die sich bei diesen in schmerzreicher Verzweiflung, bei jenen in einer furchtbaren Anklage, einem herzzerreißenden Notschrei äußert.

Denn leider ist sie nach fast zweitausend Jahren noch immer nicht erfüllt, die Zeit des Friedens auf Erden.

Das Joch kapitalistischer Ausbeutung, Unterdrückung und Entrechtung lastet schwerer denn je auf den Schultern der Entrechteten und scheucht den „Frieden“, das „Wohlfühlen“ von der Erde, das jene Weihnachtsbotschaft verhieß.

Friede auf Erden! Welch ein Hohn auf die tatsächlichen Verhältnisse. Kaum beendet sind die Aussperrungen der Arbeiter und Arbeiterinnen der Textilindustrie Sachsens und Thüringens, der Arbeiterschaft in der Berliner Elektrizitätsindustrie, und noch in lebhafter Erinnerung sind die Aussperrungen in mindestens einem halben Duzend anderer Branchen. Und warum wurden all diese fleißigen Arbeitsbienen an „freiwilliger Arbeit“ gehindert, von denselben Kapitalmagnaten, denen sie jahrelang durch ihrer Hände Fleiß die Geldschränke gefüllt hatten?

Nun, sie hatten das „todwürdige Verbrechen“ begangen, einige Pfennige Lohn mehr zu verlangen zum Brot für die Ihrigen, eine halbe Stunde Arbeitszeitverkürzung, um ein wenig Zeit zum Menschsein zu erübrigen. Dafür mußte die Hungerpeitsche um so unbarmerziger auf ihren Rücken niedersausen.

Friede auf Erden! Im fernen Osten ist kaum das blutige Drama des russisch-japanischen Krieges beendet, das mit aller nur erdenklichen Schärfe gezeigt, wie recht die Sozialdemokratie hat mit ihren Warnungen vor den Gefahren des durch Größenwahn und Weltmachtgelüste geschaffenen weltpolitischen Malstromes. Noch sind all die grausigen Wunden, die der Krieg schlug, nicht geheilt, geschweige denn vernarbt. Verzweiflungsvoll beweinen Eltern ihre Kinder, Frauen ihre Gatten, Kinder ihre Eltern, die der graue, nicht nur geduldete, sondern verherrlichte Massenmord ihnen entriß.

Friede auf Erden! Grauensvoll sind die Nachrichten aus den deutschen, französischen und belgischen Kolonien, die an unser Ohr schlagen und jeden fühlenden Menschen zur flammendsten Empörung aufstacheln. Den Eingeborenen raubt man Weiber und Kinder, hält sie als Geiseln in der Gefangenschaft, wo die meisten am Hunger zugrunde gehen, um die Männer zu zwingen, daß sie reichlicher Kautschuk abliefern als bisher. Fällt die Lieferung auch dann noch nicht reichlich genug aus, büßen es die Männer, die bereits Weib und Kind verloren, auch noch mit dem Verlust ihrer Hände, die dann dem „menschenhandfressenden“ Hunde des Gouverneurs zum Fraße dienen!

Der christliche Herr v. Trotha gibt Befehl, die Hereros niederzuschießen, wam und wo sie angetroffen werden, er treibt die Frauen und Kinder derselben in den Verschmähungstod, und ein deutscher Regierungsvertreter heißt solche Grausamkeiten öffentlich im Parlament gut!

Friede auf Erden! Von tiefem Mißtrauen und Eifersucht gegeneinander erfüllt, stehen sich die Christlichen und zivilisierten Staaten bis an die Zähne bewaffnet gegenüber, bereit, jeden Augenblick übereinander herzufallen und das Massenmorden aufs neue zu beginnen. Die durch diese Rüstungen dem Volke aufgebürdeten Lasten sind zu einer schier unerträglichen Höhe angewachsen und drohen, das Volk selbst im tiefsten Frieden zu erdrücken. Und als Weihnachtsgeschenk hat die Regierung dem Volke wieder ein neue Flottenvorlage beschert, wodurch die zu tragenden Lasten noch um eine halbe Milliarde vermehrt werden.

Nicht genug, daß die arbeitende Bevölkerung monatelang unter der agrarischen Auswucherungspolitik und

der hierdurch bedingten Fleischnot litt und leidet, die „ausgleichende Gerechtigkeit“ der Herrschenden will es, daß in holder Eintracht mit Ochsengrafen und Schweinezüchtenden Ministern die Panzerplattenfabrikanten und Kanonenkönige sich in die Ausplünderung des Volkes teilen. Pfennig um Pfennig den Hungernden und Darbenden abgepreßt an indirekten Steuern, Zöllen und Verbrauchsabgaben, Millionen und Milliarden den dringendsten Kulturaufgaben — der Bildung der Jugend, der Fürsorge der Kranken und Siechen, der Pflege der Kunst und Wissenschaft — entzogen, werden dem gierigen, völkermordenden, menschenverderbenden Militarismus und Marinismus geopfert!

Friede auf Erden! Nicht genug, daß die neuen Handelsverträge mit ihren wucherischen Zollsätzen diese Ausraubungspolitik bis zur unerträglichen Höhe steigern; daß sie Fleisch, Brot, Kleidung, Fußzeug usw. eine kaum erschwingliche Preishöhe geben; daß Arbeitslosigkeit, Hunger, Krankheit, Verbrechen, Prostitution, Zunahme der ohnehin erschreckend hohen Kindersterblichkeit usw. den Weg bezeichnen, den diese wahnwitzige Zoll- und Handelspolitik nimmt. Nein, ein nicht zu klein geratenes neues Steuerbüfett ist es, das die Regierung dem deutschen Volke als Weihnachtsgabe zur Flottenvorlage präsentiert.

Friede auf Erden! Die proletarische Mutter, die schmerzdurchbehten Herzens vor den glänzenden Schaufenstern steht, hinter denen in fast endloser Auswahl die warmen Wollfächer liegen, die ihr, ihrem Gatten, ihren Kleinen so not täten, hinter denen in bunter Herrlichkeit all der Tand sich breitet, der so viel Lust und Glück in das Kindesleben hineinragt, wie so gern möchte sie nur ein einziges Stück davon heimtragen für ihre Lieben. Aber — ihre Hand ist leer! Sie sieht, wie andere, Glücklichere, Paket um Paket heimtragen, wie die Angestellten der Geschäfte kaum imstande sind, all die gekauften Herrlichkeiten in die Villen der reichen Kaufleute und Fabrikanten zu schaffen, wo die Tische sich fast biegen unter der Last der Geschenke. Doch sie geht leer aus, sie muß froh sein, wenn's zum Brot reicht an den Feiertagen, und nicht gar der Hunger sich noch zu Gaste setzt.

Friede auf Erden! In Rußland fließt seit Monaten das Blut der unerschrockenen Freiheitskämpfer in Strömen. Die Soldateska, Söhne des Volkes sind es, die auf Befehl auf Vater und Mutter schießen! Doch siegessticher erhebt sich immer wieder aufs neue das unter kapitalistischer Ausbeutung, politischer und geistiger Knechtschaft bisher niedergedrückte Volk mit beispielloser revolutionärer Kraft und Begeisterung, um seine Ketten zu brechen, das Selbstherrchertum aus den Angeln zu heben. Die krampfhaften Zuckungen, die den Nervenleib des russischen Staatskörpers erschüttern, sie sind die Wehen, unter denen im Lande der ärgsten Reaktion die Freiheit geboren wird. Der Feuerchein der russischen Revolution, er leuchtet nicht nur in Rußland, er leuchtet weit über dessen Grenzen, vor allem in die preußisch-deutsche Kumpellammer. Er beleuchtet grell unsere traurigen sozialen und politischen Verhältnisse. Er läßt uns die angetane Schmach noch brennender, den erlittenen Druck noch unerträglicher empfinden. Aber das Beispiel unserer heldenmütig kämpfenden russischen Brüder und Schwestern, es wirkt auch auf uns anfeuernd, begeisternd, es schürt unsere Empörung, unseren Kampfesmut, unsere Kampfesfreudigkeit, aber auch unsere Siegessticherheit, unser Selbstvertrauen. Die begeistertsten Wahlrechtskämpfer und großartigen Demonstrationen unserer österrösterreichischen und sächsischen Genossen und Genossinnen sind Beweise hierfür.

Diese gewaltigen sozialen und politischen Kämpfe unserer Zeit, sie künden sicherer und zuverlässiger als alles Weihnachtsgeläut das Nahen des Friedens. Ein Tor und ein Kurzsichtiger nur läßt sich schrecken vor ihnen. Jeder, der die geschichtliche Entwicklung verfolgt, der die ihr innewohnenden Kräfte und Befehle kennt, weiß, daß es unter der kapitalistischen Ausbeutung und Klassenherrschaft keine Solidarität der Interessen, kein Friede auf Erden geben kann. Erst in der sozialistischen Ordnung der Dinge, die aufräumt mit dem

Gegenfatz der ausbeutenden Reichen und der ausgebeuteten Armen, mit der Klassenausbeutung und Klassenherrschaft, wird dies möglich sein.

Dem kämpfenden Proletariat ist es als historische Aufgabe zugewiesen, zu erfüllen, was das Christentum der Erlösung harrenden Menschheit nicht bringen konnte: Friede auf Erden. Darum auf zum Kampfe, ihr Proletariat und Proletarierinnen! In den Kampf, damit es Friede werde. Das sei unsere Weihnachtslosung.

Luisa Biez.

Über Schulgesundheitspflege.

Von Dr. Sadel.

VII.

Eine letzte, vielleicht aber die schwierigste Aufgabe des Schularztes wäre seine Mitarbeit an der hygienischen Ausgestaltung des Schulplans, des Unterrichtes, der Lehrmittel usw. Schwierig vor allem deshalb, weil die hierbei in Betracht kommenden Fragen größtenteils noch Gegenstand der Kontroverse sind und bis jetzt nur die allerersten Anfänge einer eindeutigen wissenschaftlichen Beantwortung vorliegen. Hierhin gehört die trotz langer Diskussion noch immer strittige Frage der Steil- oder Schräglage, der Größe des Druckes in den Lesebüchern und der Dauer des Unterrichtes im Lesen und Schreiben. Da sich gezeigt hat, daß kleine Kinder beim Schreiben ihre Augen noch nicht in der wünschenswerten Entfernung vom Hefte halten können und infolgedessen ihre gesunde Haltung gefährden, ergibt sich die Forderung, in den ersten Schuljahren die einzelnen Lektionen auf 20 bis 30 Minuten zu beschränken und die Pausen dementsprechend zu verlängern. Aber auch für die anderen Unterrichtsgegenstände und in den späteren Schuljahren ist die Dauer des Sitzens auf das geringste Maß zu beschränken, scheint doch ohnehin die Maximaldauer beständiger Aufmerksamkeit bei den meisten Kindern eine halbe Stunde nicht zu übersteigen.

Auf experimentellem Wege haben Pädagogen und Mediziner die Ermüdungsgrenze für die verschiedenen Unterrichtsgegenstände festzustellen gesucht, jene Zeit, über welche hinaus ein Durchschnittskind beim Unterricht nicht angestrengt geistig arbeiten kann, ohne zu ermüden, das heißt in seiner Leistungsfähigkeit nachzulassen. Es ist begreiflich, wie wichtig diese Untersuchungen für die Gestaltung des Schulplans sind, für die Bestimmung der Länge der einzelnen Lektionen und der Pausen zwischen denselben, um womöglich eine volle Aufnahmefähigkeit für die nächste Lektion wiederherzustellen, für die Frage der Aufeinanderfolge der einzelnen Unterrichtsgegenstände, des ungeteilten oder geteilten, das heißt Vor- und Nachmittagsunterrichtes, der häuslichen Arbeiten, der Häufigkeit und Länge der Ferien. Es hat sich gezeigt, daß bei geistiger Überanstrengung nicht bloß augenblicklich die Leistungsfähigkeit sinkt, sondern Zeichen der Ermüdung noch lange Zeit nachher nachweisbar sind, daß nicht nur bei den Schülern der höheren Lehranstalten, bei welchen die Frage der geistigen Überanstrengung begreiflicherweise eine bei weitem größere Rolle spielt, sondern auch beim Gemeindegelübten solche Zeichen der Ermüdung noch tagelang nach dem Schluß bis in die Ferien hinein nachgewiesen werden konnten. Aus solchen Erwägungen heraus ist man dann weiter zu der Forderung gelangt, den Nachmittagsunterricht abzuschaffen, die häuslichen Arbeiten möglichst zu beschränken und mehrere Nachmittage, insbesondere den letzten Wochentag ganz frei von häuslichen Aufgaben zu lassen, damit sie ausschließlich der Erholung, dem Sport und Spiel gewidmet werden. Freilich ist dabei stillschweigende Voraussetzung, daß die Eltern verständig genug sind, diese Bestrebungen zur Wiedererlangung der geistigen Frische und Leistungsfähigkeit zu unterstützen, dem Schulkind ausreichenden Schlaf* und ausreichende Bewegung im Freien zu sichern, es Sonntags nicht etwa in Kneipen mitzunehmen, überhaupt keinen Tropfen alkoholischer Getränke (also auch nicht Bier) zu getrunken usw.

Ganz ähnlich wie die moderne Arbeiterbewegung bezüglich der Fabrikarbeit vertreten wir bei der Schularbeit unserer Kinder als eine der wichtigsten Forderungen der körperlichen und geistigen Hygiene die Herabsetzung der Arbeitszeit, besonders bei einseitiger Körperhaltung, beim Arbeiten im geschlossenen Raume und bei Arbeiten, welche erhöhte geistige Anstrengung und Aufmerksamkeit erfordern. Hier wie dort erwarten wir mit der Herabsetzung der Arbeitszeit eine Steigerung der Arbeitsintensität und damit der Leistung; dagegen sind häusliche Straf- arbeiten, strafweises Nachsitzen usw. hygienisch recht bedenkliche Mittel, ganz dazu angetan, die Leistungsfähigkeit besonders schwächerer Kinder noch weiter herabzusetzen.

Besondere Berücksichtigung verdient dann noch die Zeit der geschlechtlichen Entwicklung, welche allerdings bei unseren Volksschulkindern größtenteils schon außerhalb der Schulzeit liegt. Diese Zeit der sogenannten Pubertät ist bei beiden Geschlechtern durch mächtige Veränderungen im ganzen Organismus ausgezeichnet, besonders beträchtliches Längenwachstum und Gewichtszunahme, Vergrößerung des Brustumfanges, des Herzens und der Lungen. In dieser Zeit und in den dieser Periode vorausgehenden Jahren, welche durch eine erstaunliche Steigerung der Kränklichkeit statistisch ihre verringerte Widerstandsfähigkeit gegen schädlich wirkende Einflüsse verraten,

ist Maßhalten in der totalen Belastung durch den Schulunterricht, in der geistigen Anstrengung und im Stillstehen besonders geboten, sind ausgiebige körperliche Bewegungen, Jugendspiele und Turnen in passender Kleidung doppelt angezeigt. Hier wie überall bei der Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes muß nicht die Höhe des wünschenswerten Bildungsgrades entscheiden, sondern die Feststellung, welche Maximalbelastung gesundheitlich noch zulässig ist.

Schon deswegen ist in dieser Periode der beginnenden Geschlechtsreife eine besondere Schonung des Nervensystems und eine Beschränkung sitzender Arbeit geboten, weil in dieser Zeit erhöhten Blutandrangs zu den Unterleibs- und Geschlechtsorganen es besonders leicht zur Entwicklung geschlechtlicher Unarten und Abnormitäten und daraus entstehenden Gesundheitsstörungen, nervöser Erschöpfung, seelischer Aufregung und Herabstimmung kommt, Störungen, welche am besten durch ausgiebige Bewegung in freier Luft und Ablenkung der Gedanken auf Spiel und Sport zu verhüten sind.

Eine weitere, auch für die Gesundheit des Schulkindes wichtige Frage stellt sich hier auf: Wie weit kann und soll die Schule der heranwachsenden Jugend Aufklärung bieten in geschlechtlichen Dingen? Wie ich glaube, darf unsere Volksschule diese Aufgabe nicht ohne weiteres von der Hand weisen und es dem — in vielen Fällen dazu gewiß recht ungeeigneten — Elternhaus überlassen, die Wissbegierde der heranreifenden Kinder zu befriedigen. Es müßte im naturgeschichtlichen Unterricht, bei Erörterung der ungeschlechtlichen und geschlechtlichen Fortpflanzung von Pflanze und Tier und bei einem Unterricht in der Gesundheitspflege, der auch den Bau und die Leistungen der Geschlechtsorgane wie der übrigen Organe des menschlichen Körpers in seinen Bereich zu ziehen hätte, wohl gelingen, mit Takt und Ernst die Kinder in die Wunder der Zeugung und Entwicklung einzuführen.

In Frage käme hierbei, ob nicht gerade der Schularzt der geeignetste Mann für die Erteilung dieses Unterrichtes in der Gesundheitspflege wäre, der dabei auch auf Grund seiner Erfahrungen und Beobachtungen die besonderen hygienischen Untugenden und Unterlassungen seiner jungen Zuhörer, respektive deren häusliche Verhältnisse zu berücksichtigen hätte. Die Einwirkung auf das Elternhaus wird vielleicht noch stärker sein, wenn es ihm gelänge, in jährlich ein oder mehrmals zu veranstaltenden Elternabenden bei möglichst vielen Müttern Interesse für Hygiene zu wecken und sie durch Vorträge und Fragebeantwortung über die Erfordernisse einer gesundheitsgemäßen Erziehung durch das Haus zu belehren. Viele Erkrankungen könnten vermieden, viele durch den Schulunterricht erzeugte Gesundheitschädigungen ausgeglichen werden, wenn sich die Eltern immer ihrer Verantwortung gegenüber dem Schulkind bewußt wären und nicht so oft aus Unverständnis oder Leichtfertigkeit an Körper und Seele ihres Kindes veränderten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die größere Betonung schulhygienischer Fragen in der Gegenwart und die Heranziehung von Schularzten heute bereits einen Wandel in den Anschauungen unserer Pädagogen zuwege gebracht haben, so daß der oben von uns erwähnte Gegenfatz zwischen Schulmann und Arzt mehr und mehr zu schwinden beginnt. Als Probe hierfür sei es mir zum Schlusse gestattet, einige Ausführungen eines Volksschullehrers gelegentlich einer Diskussion über die Berechtigung der Prügelstrafe in unseren Volksschulen mitzutellen, Ausführungen, welche mir während der Niederschrift dieser Zeilen (im „Berliner Tageblatt“ 16. Juli) zu Gesicht kamen:

„Welche Kinder sollen denn Körperstrafe in der Schule verdient haben? — Zwei Gruppen lassen sich da deutlich unterscheiden: Sogenannte Träge und Widerpenfuge, die es trotz der angewandten gelinderen Zuchtmittel auch gelieben sind. Die Trägheit der Kinder zeigt sich entweder in mangelhafter Lösung der häuslichen Aufgaben oder in unvollständiger Beherrschung des Lehrstoffes. In beiden Fällen läßt sich eine Besserung durch Strafen erreichen; in beiden Fällen sind die Strafen aber ungerechte Härte und richten Schaden an. Wer einigermaßen die häuslichen Verhältnisse unserer Volksschüler kennt, kann sich die Schwierigkeit häuslicher Schularbeiten leicht vorstellen; Strenge von Seiten des Lehrers muß da aber das Gefühl ungeredeter Behandlung bei den Kindern wachrufen; sie führt auch sehr häufig zu Lug und Trug, weil die Kinder zwei Herren, Schule und Häuslichkeit, zugleich dienen sollen. Trotz dieser Erkenntnis ist der Lehrer gezwungen durch die Macht der Verhältnisse, bei diesen Kindern durch Strenge höhere Ziele anzustreben. Soll hier eine bessernde Änderung eintreten, so befreie man zunächst den Lehrer aus dieser Zwangslage.

Unvollkommene Leistungen während des Unterrichtes sind fast immer gleichbedeutend mit mangelhafter Vegabung und angeborener geistiger Schwermüdigkeit. In diesem Falle ist eine körperliche Strafe allemal eine Grausamkeit. Sie macht das Kind nicht gerade unfähig, im Gegenteil, das Kind spannt seine Kräfte, gezwungen, übermäßig an und erzielt momentan einen Erfolg; es ist aber nur ein Scheinerfolg, denn der Schaden davon bleibt nicht aus. Diese Anspannung wirkt nicht bleibend anregend, sondern geistig lähmend, wie körperliche Überanstrengung auf den Körper lähmend wirkt. Leider liegt es auch hier in der Macht der Verhältnisse, daß der Lehrer so oft wider seinen Willen gezwungen ist, auf diesen momentanen Scheinerfolg hinzuwirken. . . .

Solange wir Schulen haben, in denen Idioten neben geistig hochbegabten Schülern sitzen, in denen die normale Klassenzahl weit überschritten ist, in denen unreife Kinder wegen Platzmangel in eine höhere Stufe versetzt werden müssen, um dann in allen weiteren Abteilungen Bleigewichte zu bilden, die den Lehrer in seiner Tätigkeit beständig ab-

wärts ziehen, die eine weit größere Zahl begabter Schüler in ihrem Vorwärtstreben ständig hemmen, so lange bleibt diese widrige Verlegenheit für den Lehrer bestehen.

. . . so lange kommen alle anderen Erziehungsmittel gar zu wenig in Betracht. Der Lehrer hat zu viel Kinder vor sich, bei denen er sie vergeblich anwenden würde. Aber der zeitraubenden Arbeit mit diesen kommt er nicht dazu, durch sie auf die besseren Kinder einzuwirken. So bleibt dem Lehrer eben nichts anderes übrig, als seine Zuflucht zu dem elendesten und ihm so oft verhassten Zuchtmittel der Körperstrafe zu nehmen. Darum muß die erste Forderung zur Befreiung der Prügelstrafe lauten: Mehr Schulen für die Kinder von zu geringer Leistungsfähigkeit, mehr Rücksicht bei der Veretzung, namentlich in der Unterstufe, von Seiten der vorgesetzten Behörden! usw.

Zweifellos wird die Differenz zwischen Pädagogen und Mediziner in Zukunft immer geringer werden, ersterer immer mehr zu naturwissenschaftlicher Auffassung des Erziehungsproblems und steigender Wertschätzung der Hygiene gelangen, letzterer immer mehr Verständnis für die schöne und schwierige Aufgabe des Lehrers bekommen, und wie in der Beurteilung der Klassenfrequenz werden beide auch in den meisten anderen Schulfragen mehr und mehr übereinstimmen. Nicht darin liegt die große Schwierigkeit für die Verwirklichung schulhygienischer — und gleichzeitig pädagogischer — Wünsche und Forderungen, sondern in letzter Linie in der Geldfrage. Die Gegner der Einrichtung von Schularzten hatten so unrecht nicht, wenn sie die damit verbundenen Kosten in erster Reihe betonten. Freilich die Kosten der Schularzte selbst fallen hierbei kaum in Betracht — sind doch ärztliche Dienste in der Gegenwart für jeden Preis zu haben! —, aber die ärztliche Überwachung der Schulen und Schulkinder eröffnet eine unabsehbare Perspektive von Ausgaben für die Schule: mehr Klassen und mehr Schulen, mehr Lehrer und Lehrmittel, mehr Raum, Luft und Licht für jeden Schüler, Schulbäder und Schulbänke, Reinigung, Befestigung, Sonderklassen und Sonderschulen, Waldschulen und Wald-erholungsstätten, Ferienheime auf dem Lande, an der See und im Gebirge usw. — all das kostet Geld, Geld und wiederum Geld, Millionen, die heute noch fehlen, um die Volksbildung auf die Höhe zu bringen, die ihr in einem Kulturstaat zukommt. Wenn erst Summen, wie sie heute für die unproduktiven Zwecke der Völkervermehrung und des Völkermordes Jahr für Jahr hinausgeworfen werden, für die höchsten Kulturzwecke, die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes zur Verfügung stehen, dann, aber auch erst dann wird die Schulgesundheitspflege zu ihrem vollen Rechte kommen, dann erst wird die Schule aufhören, eine Quelle von Gesundheitschädigungen zu sein, wie sie es heute leider ist.

Sonderorganisation für Arbeiterinnen?

Die letzte Generalversammlung des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine hat aufs neue die Frage erhoben: Sollen die Frauen zunächst allein organisiert werden, oder sollen sie in die Organisationen der Männer eintreten?

Für die sozialdemokratische Arbeiterin gibt es da keine Frage — sie wird Mitglied der Gewerkschaft und damit ist sie auf dem rechten Wege. Sagen wir besser: auf dem einzig richtigen Wege. Für eine Proletarierin, die sich ihrer Klassenlage bewußt ist, ist die Zugehörigkeit zu irgend einer anderen Organisation einfach undenkbar. Aber nicht etwa, weil es dort Sonderorganisationen für Frauen gibt, sondern weil der Boden, aus dem die verschiedenen Organisationen hervorgehen, gänzlich verschiedener Natur ist, und weil die von sozialistischem Geist oder von bürgerlichem Geist durchdrungenen Organisationen stets andere Früchte tragen werden. Daran ändert es nichts, daß naheliegende praktische Forderungen die gleichen sind, und selbst ein gelegentliches völliges Zusammenarbeiten kann diese Klust nicht ausfüllen. Es ist geradezu unbegreiflich, daß immer wieder die Frage der Sonderorganisation oder der gemeinsamen Organisation ins Bordertreffen geführt wird — das ist nicht die Kardinalfrage. Es ist sehr wohl möglich, daß in einigen Branchen die Form, die Arbeitsteilung innerhalb desselben Arbeitsgebietes andere Forderungen, ja sogar andere Interessen für Männer und Frauen bedingt. Eins verbindet dann dennoch die Arbeiterin stets mit ihrem Kollegen: das gemeinsame Klasseninteresse. Gerade das aber fehlt allen anderen Organisationen. Allerdings wollen alle organisierten Arbeiter ihre Lage verbessern, aber sie wollen es auf verschiedener Grundlage und bis zu verschiedenen Grenzen.

Auch die Gewerkschaften rechnen mit der gegebenen Rechts- und Wirtschaftsordnung — aber nicht wie mit einer gegebenen Größe, die da ist, sein muß und bleiben wird! Die Gewerkschaften sind von sozialistischem Geist durchdrungen, von einem Geist, der den Fortschritt will, einem Geist, der die Segnungen der Kultur auch für jene fordert, die bisher im Schatten arbeiteten, während eine verhältnismäßig kleine Minderheit des Lichtes froh wurde. Eine Organisation der arbeitenden Klasse braucht weite Ausblicke, große Ziele! Es genügt nicht, sich zu sagen, wir wollen alle Vorteile erringen, die innerhalb des herrschenden Systems zu erringen sind — nein, das Volk braucht mehr! Alle Organisationen, die von bürgerlicher Seite ins Leben gerufen sind, können schließlich nichts anderes sein wie Stützen der herrschenden Machtfaktoren. Das ist der Geist, der sie trägt.

Im Vergleich zu diesem Grundunterschied ist die andere Frage, ob Sonderorganisationen der Arbeiterin oder nicht, nur nebensächlicher Natur. Das Trennende liegt tiefer. Es wäre sehr zu wünschen, daß gerade diese Seite der Arbeiter-

* Man verlangt im 7., 8. und 9. Lebensjahr eine Schlafdauer von 11 Stunden, im 10. und 11. Jahre von 10 bis 11, im 12. und 13. Jahre noch 10, im 14. Jahre noch 9 1/2 Stunden usw.

rinnenorganisationen, auch von bürgerlichen, mehr besprochen würde, das müßte entschieden mehr Klarheit und eine weit schärfere Abgrenzung der verschiedenen Richtungen bringen.

Es kann niemals gleichgültig sein, welcher der bestehenden Organisationen die Arbeiterin sich anschließt. Der Geist der Organisation ist es eben, der die Organisation macht. Aber ganz davon abgesehen, bei voller Anerkennung alles dessen, was in nur-Frauenorganisationen etwa angestrebt und geleistet werden könnte, sollte eine jede Arbeiterin das selbstverständliche Vertrauen haben, sich zu sagen: eine Organisation, die die Kiesenarbeit in sich trägt, 48.000 Arbeiterinnen zu umfassen, die wird auch die richtigen Mittel und Wege finden, uns zu Persönlichkeiten und vollwertigen, selbständigen Kameradinnen der bereits länger organisierten, besser geschulten Männer zu erziehen. Klara Linjen-Ernst.

Jugend und Sozialismus.

XVII.

Mit Freude und großem Interesse habe ich die vielen Ausfertigungen gelesen, die mein Artikel in Nr. 15 der „Gleichheit“ hervorgerufen hat. Wurde dadurch doch aufs neue bewiesen, welch großes Interesse der von mir angeschnittenen Frage allseitig entgegengebracht wird. Ich sagte bereits in meinem ersten Artikel, daß ich nicht an dem von mir gemachten Vorschlag lebe. Ich werde deshalb zunächst auf die dagegen gemachten Einwendungen eingehen und dann meinen jetzigen Standpunkt präzisieren.

Von manchen Genossen und Genossinnen ist als Hauptgrund gegen meinen Vorschlag der Mangel an Geld, an geeigneten Lokalitäten und geeigneten Kräften angeführt worden. Wegen der Lokalitäten machte ich mir die wenigsten Sorgen. Die werden sich unter allen Umständen finden lassen. Auch die erforderlichen Geldmittel würden sich aufbringen lassen. Die Genossin Dittmer-Hamburg meint, wir brauchen unser Geld zum Kampfe. Ja, ist denn das Geld nicht im Interesse des Kampfes verwendet, wenn wir es dazu benutzen, um uns tüchtige Kämpfer heranzubilden? Und für derartige Zwecke müssen wir Geld haben, und es würde erforderlichenfalls auch da sein. Auch den Mangel an geeigneten Kräften kann ich nicht zugeben. Ich glaube, man macht sich da zu sehr gruselig mit der notwendigen pädagogischen Bildung. Auf der einen Seite sagt man, die Jugendheime lassen sich nicht durchführen, weil die dazu notwendigen pädagogisch gebildeten Kräfte fehlen, während man auf der anderen Seite dieselbe Aufgabe, die von den Jugendheimen erfüllt werden soll, der Mutter zuweist. Ja, aber wenn eine Mutter ihre eigenen Kinder in sozialistischem Geiste erziehen kann, weshalb soll sie das nicht auch bei anderen Kindern tun können. Ich bin überzeugt, daß die Proletarierfrau und Mutter in ihrer angeborenen pädagogischen Begabung schon das Richtige treffen wird. Es würde sich also noch darum handeln, ob man genügend Personen finden wird, die die erforderliche Zeit haben. Hierüber kann ich mich unter Berufung auf die Ausführungen der Genossin Enny Stod-Berlin in Nr. 17 zu diesem Punkte, die ich voll unterschreibe, weiterer Ausführungen enthalten.

Nun schreibt Genossin Zieg, die Gründung von Heimen für Kinder unter 14 Jahren sei allein Aufgabe der Kommune, und wir müßten dafür sorgen, daß diese Aufgabe erfüllt werde. Diesen Standpunkt kann ich nicht teilen. Wenn die Kommunen sich wirklich entschließen würden, derartige Heime zu schaffen, so ist doch ganz klar, daß die herrschenden Klassen sich nicht darauf beschränken würden, die Arbeiterkinder vor geistigem, sittlichem und leiblichem Schaden zu bewahren, sondern man würde selbstverständlich auch diese Institute dazu benutzen, aus den Arbeiterkindern gefügige Werkzeuge des Kapitals zu machen. Wir sehen das an den bereits bestehenden derartigen Einrichtungen zur Genüge. Wir aber wollen gerade das Gegenteil von dem erreichen. Durch den Unterricht in den Volksschulen werden die Kinder mit allem möglichen Unfug vollgepfropft, so daß sie, wie Genosse Schulz sehr richtig bemerkt, mit Unbehagen an ihre Schulzeit zurückdenken. Dieser Zustand würde durch kommunale Erziehungsheime nur noch verschlimmert werden. Weil nun aber infolge der auf die Einpeitschung von Hurratriotismus gerichteten Lehrmethode der Volksschule die Arbeiterkinder mit großem Widerwillen gegen alles Schulturnen erfüllt werden, suchen sie sich in ihrer freien Zeit dafür gründlich auszuboten, und das natürlich um so mehr, je weniger sie von Eltern usw. beaufsichtigt werden. Da nun aber bei sehr, sehr vielen Arbeiterkindern die elterliche Aufsicht so gut wie ganz fehlt, so ist es kein Wunder, wenn dieselben immer mehr der Verrohung anheimfallen und eine große geistige Verwilderung bei ihnen Platz greift. Wenn es aber erst so weit ist, dann kann man sie später als Erwachsene nur sehr schwer, meistens aber gar nicht zu geistiger Beschäftigung veranlassen. Man kann solche Leute wohl dem Namen nach zu Sozialdemokraten machen, aber zu überzeugten Sozialdemokraten fast niemals. Sie sind bei der Schnapsflasche oder beim Bierglas glücklich und zufrieden, und wenn sie überhaupt zu Versammlungen kommen, so sind sie dort die lautesten Bravoschreier, aber ans Arbeiten in der Arbeiterbewegung denken sie gar nicht und können sie auch ihrer geistigen Verfassung nach nicht denken.

Genosse Schulz hat vollständig recht: Kinder sind als Kämpfer nicht zu gebrauchen. Aber sie sollen ja auch gar nicht als Kämpfer benutzt werden. Es soll nur verhindert werden, daß sie unbrauchbar werden zur späteren Teilnahme am Klassenkampf.

Der Eingriff in die Rechte der Familie, den die Genossin Zieg für so bedenklich hält, schreckt mich nicht. In wie

vielen Fällen ist denn eine Proletariermutter überhaupt in der Lage, sich in nennenswertem Umfang mit der Erziehung ihrer Kinder zu befassen. Ist sie denn nicht sehr oft gezwungen, ebenso wie der Mann für das tägliche Brot zu fröhnen? Da kann von einem Eingriff in die Familienrechte wohl keine Rede sein.

Dem Vorschlag des Genossen Dr. Frank stimme ich durchaus zu. Sicherlich könnte durch solche Vertrauenspersonen für die Jugendagitation so manches erreicht werden.

Es ist vorgeschlagen worden, Jugendbildungsvereine ohne politischen Charakter zu gründen. Dagegen muß ich mich ganz entschieden aussprechen. Uns muß es doch in erster Linie darauf ankommen, die erwachsene Jugend politisch zu erziehen. Mir ist es aber völlig unklar, wie das durch einen unpolitischen Jugendbildungsverein erzielt werden soll. Zumindesten müßten doch volkswirtschaftliche Fragen erörtert werden, wobei die Politik sich nicht ausschalten läßt, und dabei würde natürlich die politische Neutralität zum Teufel gehen. Ich wüßte auch nicht, wie man sonst in solchen einem unpolitischen Jugendbildungsverein erzielt werden soll. Jedoch wie dem auch sei, die Gründung solcher Vereine bietet doch mindestens dieselben Schwierigkeiten wie die Schaffung von Jugendheimen. Erstens würden die Jugendbildungsvereine ebenfalls ganz bedeutende Geldaufwendungen verlangen. Zweitens würden sie ebenfalls zahlreiche Lehrkräfte brauchen, und zwar, wenn sie erfolgreich arbeiten wollen, ebensoviel wie die Heime. Drittens ist aber meiner Ansicht nach gerade für einen solchen Jugendbildungsverein ein eigenes Vereinslokal unbedingt notwendig. Denn wenn man sich lediglich auf Versammlungen beschränkt, sonst aber die jungen Leute und Mädchen ihrem Schicksal überläßt, so wird man damit nur zweifelhafte Erfolge erzielen. Im eigenen Vereinslokal, einem Jugendheim, muß man der erwachsenen Jugend gewissermaßen einen Zufluchtsort geben, wohnen sie sich täglich bewegen kann und Unterhaltung und Unterhaltung nicht für sehr zweifelhaften Vergnügungen zu suchen braucht. Viertens ist gesagt worden, man könnte Jugendheime nur in wenigen Orten schaffen. Aber derselbe Einwand läßt sich mit mindestens derselben Berechtigung gegen die Jugendvereine erheben.

Nach alledem bin ich der Ansicht, daß man durch Jugendheime oder eventuell Jugendvereine und Jugendheime ein System und einen kräftigen Zug in die sozialistische Jugendagitation hineinbringen könnte. Meinen Vorschlag, soweit er die Kinder von 10 bis 14 Jahren betrifft, möchte ich jedoch fallen lassen. Nach wie vor bin ich von der Notwendigkeit einer Tätigkeit unsererseits auch bei diesen Kindern überzeugt, ich habe aber eingesehen, daß sie sich, wenigstens vorläufig, nicht durchführen läßt. Im übrigen aber möchte ich nur wünschen, daß recht bald an die Arbeit gegangen wird, um so schnell wie möglich unsere Jugendagitation in Fluß zu bringen. Diese Diskussion ist ein Beweis für das rege Interesse an dieser Frage. Machen wir deshalb zunächst wenigstens einen Versuch, ob sich nach der erörterten Richtung hin etwas erreichen läßt. Mit Lust und Liebe und Begeisterung an die Arbeit gegangen, dann wird der Erfolg nicht ausbleiben.

Franz Krüger, Königsberg i. Pr.

Wir schließen für jetzt die Diskussion zu der obenstehenden Frage. Die noch eingeschickten Artikel werden wir gelegentlich veröffentlichen.

Aus der Bewegung.

Von der Agitation. Die Frauenbewegung von Heeren und Umgegend macht erfreuliche Fortschritte. Bei einem Agitationsgang der Genossinnen wurden vor kurzem wieder eine nette Anzahl Leserinnen für die „Gleichheit“ gewonnen. Alle Genossinnen müssen es sich zur Pflicht machen, nicht eher zu ruhen, bis sich die letzte Frau unserer Bewegung angeschlossen hat. Kürzlich brachten die proletarischen Frauen von Heeren und Umgegend freiwillig die Summe von 25,70 Mk. auf, welche einer Leserin der „Gleichheit“ übergeben wurde, die durch den Tod ihres Mannes in eine bedrängte Lage geraten war. Dieses spricht an dieser Stelle den Geberinnen ihren herzlichsten Dank aus und fordert sämtliche Frauen, die die „Gleichheit“ noch nicht beziehen, zum Abonnement derselben und zum Anschluß an die Frauenbewegung auf. Nur durch „Einigkeit“ kann das Ziel erreicht werden.

Alma Päholt, Vertrauensperson.

Die Arbeiterinnen den einzelnen Gewerkschaften zu gewinnen, war der Zweck einer Agitationstour, welche Unterzeichnete im Laufe des Oktober unternahm. Versammlungen fanden statt in Breslau, Erbersdorf bei Chemnitz, Glauchau und Meerane. Einberufen waren mit Ausnahme von Breslau, wo das Gewerkschaftskartell die Versammlung veranstaltet hatte, die sozialdemokratischen Vereine. Auf der Tagesordnung stand in Glauchau und Meerane: „Die Frau als Hausfrau und Lohnslavin“, in Breslau: „Warum haben sich die Arbeiterinnen Breslaus zu organisieren?“ Überall war der Besuch seitens der Frauen sehr gut, in Breslau bildeten sie unter den ca. 100 Anwesenden die übergroße Mehrzahl. An das Referat der Unterzeichneten schloß sich in allen Versammlungen eine lebhafte Debatte, in welcher verschiedene Gewerkschaftsvertreter und Genossinnen ihre Berufskolleginnen aufforderten, sich den Organisationen anzuschließen. In Meerane wurde Genossin Fiedler wieder mit dem Amt der Vertrauensperson betraut. Sie lehrte sich mit warmen Worten an die anwesenden Genossinnen und bat sie um kräftige Unterstützung, um ihre Pflicht gewissenhaft erfüllen zu können.

Für den Gau I des Fabrikarbeiterverbandes referierte die Unterzeichnete in Osterwold (Harz), Sameln, Lehrte, Braunschweig und Wolfenbüttel, für die Zahlstelle

Hannover desselben Verbandes in Hannover, Seelze, Baadenstett, Sarstedt, Wülfel, Ricklingen, Zimmer und Gaiholz. Das Thema lautete: „Die wirtschaftlichen Kämpfe im Dichte der Unternehmerorganisation.“ Die Teilnehmerinnen in den Versammlungen waren durchweg eine rege, in Braunschweig lauschten Hunderte von Frauen dem Referat. Hier kamen die allertraurigsten Arbeitsverhältnisse zur Sprache. Die Arbeitszeit in den Konservefabriken dehnt sich oft bis nachts 12 Uhr aus. In durchnästen Kleidern fronden die Arbeiterinnen den ganzen Tag und müssen abends noch darin nach Hause gehen, da keine Gelegenheit und Zeit zum Umziehen gegeben ist. Lohnabzüge sind in allen Fabriken an der Tagesordnung, und überall nimmt die Arbeitslosigkeit sehr zu.

In Wülfel rief ein Vertreter der „Christlichen“ einen Sturm der Entrüstung hervor. Ihm dauerte das Referat zu lange; er erklärte, eine Stunde sei ausreichend, er wolle auch noch Zeit haben, seinen Standpunkt darzulegen. Mit den Ausführungen der Referentin sei er ganz einverstanden, nur könne er den freien Genossinnen nicht zustimmen, weil sie auf dem Boden des Klassenkampfes ständen und durch ihre Kampfesweise die Organisationen der Unternehmer verschuldet hätten. Seine gefällige Weise hatte eine solche Aufregung zur Folge, daß der überwachende Polizeibeamte die Versammlung vorzeitig schloß. Man beschloß jedoch, nach acht Tagen eine neue einzuberufen und die „Christlichen“ zu derselben besonders einzuladen. Marie Backwih.

Zur Aufklärung und Schulung der Arbeiterinnen referierte die Unterzeichnete in Burg, Quedlinburg, Halberstadt, Kralau, Prester, Charlottenburg, Rixdorf, Treptow, Berlin und Adlershof. Behandelt wurden die Fragen: 1. Der Kampf der Frau um Brot und Recht; 2. Moderne Weltanschauung und unsere Schule; 3. Der Kampf ums Dasein. Die Versammlungen waren größtenteils von den Genossinnen einkerufen worden. In Charlottenburg und Rixdorf waren es hauptsächlich die Bauarbeiter und Maurer, die für die Aufklärung ihrer weiblichen Angehörigen Sorge trugen. In Burg, wo der Kapitalismus in Gestalt der Tadschen Schuhfabriken herrscht, wurde Genossin Suchy als Vertrauensperson gewählt. Der warme Agitation, die daraufhin in Burg entfaltet wurde, ist es zu danken, daß sich dort mittlerweile ein Frauenverein gebildet hat. Über die Gründung desselben wird an anderer Stelle ausführlich berichtet. In den weiteren Versammlungen schloß sich an das Referat eine oft rege lebhafte Debatte. Die Genossinnen und Genossen, die in derselben das Wort ergriffen, sprachen sich stets im Sinne der Referentin aus. Ein gutes Zeichen ist es, daß die Genossen endlich die Frauenbewegung als einen ernst zu nehmenden Schritt der Arbeiterbewegung anerkennen. Der größte Fortschritt besteht aber darin, daß die Arbeiterinnen allmählich zum Klassenbewußtsein erwachen. Mit großer Freude nehmen sie von den „Heerinnen“ die Flugschriften entgegen und sorgen bereitwillig für Weiterverbreitung derselben. Mögen die Versammlungen dazu beitragen, das große Heer derjenigen zu stärken, die für Befreiung aus jeder Knechtschaft und Unterdrückung kämpfen.

M. Jeeke.

Mit Stolz und Freude kann heute konstatiert werden, daß die proletarische Frauenbewegung auch in dem ostelbischen Junkerelddorado langsam zwar doch sicher vorwärts dringt. Da die Zentralvertrauensperson die Mittel bewilligte, war es möglich, in Ost- und Westpreußen im Laufe des Jahres drei Agitationstouren zu veranstalten, die das Fundament zu einer gefunden Frauenbewegung legten. Durch die meisten von dortigen Genossen und Genossinnen gut vorbereiteten Versammlungen und Besprechungen gelang es, Anknüpfungspunkte und Verbindungen zu finden, die der Bewegung Vorschub leisteten. Ferner sei sich das Auffuchen der Frauen in ihrer häuslichen als ein sehr praktisches Agitationsmittel. Bei der Wanderung von Haus zu Haus lernt man so recht die elenden, miserablen wirtschaftlichen Verhältnisse kennen, unter denen dort die breite Volksklasse lebt. In der Unterhaltung mit den Landproletarierinnen erhielt ich zunächst zwar nur zögernd Antworten, doch bald traten mir die Frauen offen entgegen und zeichneten mit schlichten Worten Bilder ihres entbehrungsreichen Lebens. Durch diese Art der Agitation ist in Hohensalza, Birnbaum, Schwerin die „Gleichheit“ eingeführt worden. In größeren Orten, wie Bromberg, Jastrup und Schöndölanke, zahlen die Frauen regelmäßige freiwillige Beiträge, um ihre Parteizugehörigkeit zu dokumentieren.

Die Genossinnen in Bromberg geben den Frauen anderer Orte des Bezirkes Anregung und Anleitung; sie überwachen zum Teil die Arbeiten in den nächstliegenden Orten, so daß man allenthalben ein sicheres Entwickeln wahrnehmen kann. Die ganze Art und Weise der Agitation ist getragen von einem ruhigen Ernst, von stiller Entschlossenheit.

Auch in Elbing und Danzig ist aufs neue versucht worden, einen Stamm von Genossinnen zu bilden, um auch dort einen Stützpunkt für unsere Bewegung zu schaffen.

Mögen all die Männer und Frauen, die in Ostelbien den harten Boden lockern helfen, um das Klassenbewußtsein der Menge zu wecken, belohnt werden durch eine prächtig emporschießende Arbeiterbewegung.

Weitere Versammlungen fanden in Nehschau für die Textilarbeiter und in Dresden für die Strohhutarbeiterinnen statt. Unterzeichnete referierte in beiden Versammlungen über „Lebensmittelpreise und Arbeiterlöhne“. In Nehschau wurden 30 Mitglieder für den Textilarbeiterverband gewonnen. Auch in Dresden traten 60 Arbeiterinnen dem Zentralverband der Hutmacher als Mitglieder bei. W. K.

Ende November fand in Hattingen eine Stadtverordnetenwahl der dritten Abteilung statt, für welche auch unsere Partei Kandidaten aufgestellt hatte. War es uns nun auch

diesmal noch nicht vergönnt, Hattungen ob der Wahl unserer Genossen in Angst und Not zu sehen, so läßt doch das Resultat die Hoffnung aufkommen, daß uns bei fleißiger Agitation die nächste Wahl diese Freude bereiten wird. Dazu bedarf es aber der Mitarbeit sämtlicher Genossen und Genossinnen. Sie müssen ihre Gleichgültigkeit abschütteln und ihre ganze Kraft in den Dienst unserer Sache stellen. Kein Arbeiter und keine Arbeiterin darf uns mehr fernstehen, alle müssen ihre Schuldigkeit gegenüber sich selbst und der Gesamtheit erfüllen. Ganz besonders gilt dies für das weibliche Proletariat. Die Arbeiterfrau fühlt am stärksten all das Elend, das auf ihrer Klasse lastet. Mit ein paar Pfennigen soll sie eine ganze Familie ernähren, wo die notwendigen Lebensmittel täglich im Preise steigen. Und wie viel Sorgen wird erst das nächste Jahr bringen, wenn die ungeheuren Steuern, die uns schon jetzt so bedrücken, noch erhöht werden. Wie soll dann ein Arbeiter mit seinem lächerlichen Lohn die Seinigen erhalten? Ein furchtbares Elend wird über die arbeitenden Massen hereinbrechen, gegen das sich Mann und Weib erheben müssen. Jeder muß zum Bewußtsein seiner Pflicht kommen und der gerechten Sache seine Kräfte leihen. Darum, Genossinnen, kämpft geschlossen mit Männern und Brüdern für ein besseres Los.

Frau Beckstein.

Von den Organisationen. Durch ein Referat der Genossin Bieh wurde Ende Oktober in Schleswig eine proletarische Frauenbewegung ins Leben gerufen. Um die damals von den sozialdemokratischen Frauen gewählten Vertrauenspersonen in ihrer Agitationsarbeit zu unterstützen, beschloßen die Genossinnen, in einem Vortragskursus die Stellung der Frau zum Sozialismus zu erörtern. Genosse Müller übernahm die Aufgabe, in fünf öffentlichen Frauenversammlungen über folgende Fragen zu referieren: 1. „Die rechtliche Stellung der Frau“, 2. „Die Frau im Kampfe um das Dasein“, 3. „Der neue Zolltarif und die Frau“, 4. „Jugenderziehung und Sozialismus“, 5. „Proletarische und bürgerliche Frauenbewegung“. Die erste dieser Versammlungen tagte am Abend des Vortags. Es war dies das erste Mal, daß eine Versammlung von den Genossinnen selbst einberufen, eröffnet und geleitet wurde. Den Ausführungen des Referenten über die rechtliche Stellung der Frau schenkten die Zuhörerinnen großes Interesse. Die Genossinnen vertrieben in der Versammlung eifrig Karten über die Leistung freiwilliger Beiträge für die sozialdemokratische Frauenbewegung und warben neue Abonnenten für die „Gleichheit“. Der Verlauf der Versammlung läßt das Beste erwarten.

In Burg bei Magdeburg wurde mit Hilfe des Partei- und Gewerkschaftsvorstandes Mitte Oktober der „Frauen- und Mädchen-Bildungsverein Burg“ gegründet, dem sofort 30 Genossinnen beitraten. Der Vorstand setzt sich zusammen aus den Genossinnen Blumentritt, Eichler, Schild und Pohlmann. Die Statuten wurden teils dem Magdeburger, teils dem Berliner Schwesternverein entlehnt. In Zwischenräumen von 14 Tagen finden Vereinsabende statt, an welchen die leitenden Genossinnen aufklärende und belehrende Vorträge abwechselnd mit entsprechenden Vorlesungen und daran anschließender Diskussion halten werden. Durch literarische Vorlesungen, bei denen auch unsere Klassiker zum Worte kommen sollen, wird den Genossinnen angenehme und nützliche Unterhaltung geboten werden. Die „Gleichheit“, die bis jetzt in Burg 92 Leserinnen zählt, wird das übrige dazu tun, um Wissen und Erkenntnis unter den Arbeiterinnen zu verbreiten. Hoffentlich vergrößert sich ihr Abonnentenkreis durch die fleißige Agitation der Vertrauensperson, Genossin Suchy, mehr und mehr. Wir wünschen der jungen Bewegung, die erst im vorigen Jahre mit der Wahl der Vertrauensperson und den ersten 14 Leserinnen der „Gleichheit“ einsetzte, weitere gute Entwicklung. Marie Schmielewski.

In Stettin und Bromberg fand Mitte November für die Mitglieder des Frauenbildungsvereins und die Leserinnen der „Gleichheit“ je ein Heine-Abend statt, an dem auch die Genossinnen zahlreich teilnahmen. Über die Veranstaltung in Bromberg wird uns noch berichtet: Nach einer Begrüßungsansprache der Genossin Kemitz, welche alle Anwesenden zur rastlosen Mitarbeit an der Ausbreitung der sozialistischen Ideen aufforderte, entwarf Genossin Kähler-Dresden ein Lebensbild Heinrich Heines. Sie rezitierte hierauf Gedichte aus seinen Werken und erregte damit allgemein lebhaftes Interesse. Nach Beendigung der Rezitation blieben die Versammelten noch längere Zeit beisammen und erfreuten sich abwechselnd an dem Vortrag einiger Gedichte und an gemeinschaftlich gesungenen Freiheitsliedern.

Elfriede Reiz.

Die Behörden im Kampfe gegen die proletarischen Frauen. Das vorintuitiv preußische Vereinsrecht hat wieder einmal seine Schuldigkeit im Kampfe gegen den „Ansturz“ getan. Eine gewerkschaftliche Versammlung ist unter Berufung darauf zu einer politischen umgedeutelt worden, an der „Frauenspersonen“ nicht teilnehmen dürfen. Im Auftrag des Deutschen Textilarbeiterverbandes ist Genossin Kähler im linksrheinischen Gau tätig, um die Arbeiterinnen ihrer Organisation zuzuführen. In allen Orten des Bezirkes konnten die Versammlungen unbeanstandet stattfinden. Nur in Lobberich, Kreis Kempen, entdeckte der hochweise Bürgermeister, daß es um den preußischen Staat und seine herrliche Ordnung geschehen wäre, wenn in einer gewerkschaftlichen Versammlung Ausklärung unter die Frauen getragen würde. Er verlangte die Ausweisung der anwesenden Arbeiterinnen, und als der Vorsitzende diesem unberechtigten Ansinnen nicht nachkam, löste er die Versammlung auf. Eine zweite Versammlung nahm den gleichen Verlauf. Der Gaubeamte des Textilarbeiterverbandes, Genosse Reimes, beschwerte sich beim Landrat zu Kempen über diese Gesetzwidrigkeiten. Der Herr Landrat rechtfertigte

sie. Er entschied, daß der Textilarbeiterverband ein politischer Verein sei, in dessen Auftrag Genosse Reimes als Geschäftsführer der Organisation die Versammlungen einberufen habe. An den Versammlungen eines politischen Vereins dürften aber „Frauenspersonen“ nach § 8 des preußischen Vereinsgesetzes nicht teilnehmen. Gegen den Bürgermeister von Lobberich soll wegen Auflösung der Versammlungen Strafantrag gestellt und gegen die Entscheidung des Landrats Beschwerde erhoben werden. Es gehört die preußischen Behörden von der Allmacht eigens verliehene Weisheit dazu, um zu ergründen, daß ein Gewerkschaftsverband ein politischer Verein sei, und daß jede Versammlung, die ein Beamter dieser Organisation einberuft, eine politische Vereinsversammlung sei. Den Gottseligen müssen alle Dinge zum Besten dienen, und unter Umständen sind Behörden des Klassenstaates alle Rücken und Rücken recht, um die proletarischen Frauen als demütige, widerstandslose Objekte der kapitalistischen Ausbeutung zu erhalten. Wie lange noch, das hängt von der Einsicht und Kraft ab, mit der auch die proletarischen Frauen sich mit ihren Klassengenossen zusammenschließen zum Kampfe gegen die Ausbeutung und ihren Staat organisieren.

Nur Frauen sind neugierig, so glaubt der Spießbürger, Männer sind es niemals, und preußische Behörden als Ausbund aller männlichen Tugenden erst recht nicht. Indessen, es gibt „Erempel von Weisheit“, das auch Ausnahmen vorkommen. In der Provinz Posen zum Beispiel befanden „hohe Obrigkeiten“ eine ganz hochgradige Neugier, wer in Schönlanke Leserin der „Gleichheit“ ist. In diesem Städtchen beginnt seit kurzem die proletarische Frauenbewegung festen Fuß zu fassen. Die „Gleichheit“ ist das Band, welches die Genossinnen zusammenhält. Kürzlich erschien nun ein Polizeibeamter bei dem Genossen Lent und forderte von diesem die Adressen der „Gleichheit“-Leserinnen ein. Er deckte seine Neugier mit der Berufung auf den Regierungspräsidenten von Bromberg, der eine diesbezügliche Instruktion gegeben habe. Genosse Lent wies selbstverständlich das Ansinnen ab, das sich auch nicht auf einen Schatten gesetzlicher Rechtfertigung zu berufen vermag. Es ist Privatsache der proletarischen Männer und Frauen von Schönlanke, ob sie die „Gleichheit“ lesen, die so wenig verboten ist, daß sie ihnen sogar auf Verlangen von jedem königlich preussischen Postamt zugestellt werden muß. Keine Behörde hat ihre Nase in diese Privatsache hineinzustecken. Was würden die „hohen Obrigkeiten“, der Regierungspräsident von Bromberg inbegriffen, dazu sagen, wenn die proletarischen Frauen sich um die Letztäre dieser Herrschaften kümmern und feststellen wollten, ob diese etwa den Artikel des frommen „Reichsboten“ oder der königstreuen „Kreuzzeitung“ Veröffentlichungen vorziehen, die der sittenstarke Bürger gern heimlich liest, aber öffentlich brandmarkt. Die geschwätzige Neugier der Behörden ist weiter nichts als ein Kniff, der die proletarischen Frauen einschüchtern und der sozialistischen Bewegung fernhalten soll. Die Genossinnen von Schönlanke werden die einzig richtige Antwort auf die undsfugte Fragerlei geben, indem sie mit verdoppeltem Eifer für die Verbreitung der „Gleichheit“ tätig sind und sich immer fester um ihre Vertrauensperson scharen. Es ist recht zeitgemäß, daß preußische Behörden in den Tagen der Revolution in Rußland, der Wahlrechtskämpfe in Österreich und Ungarn den werktätigen Massen in Deutschland zum Bewußtsein bringen, wie viel vormärzlichen, reaktionären Plunder es bei uns noch wegzuräumen gilt.

Verichtigung. Die Beteiligung der Frauen an den Vertreterwahlen zur allgemeinen Ortskrankenkasse, von der wir in letzter Nummer berichteten, hat in **Warmen** und nicht in Elberfeld stattgefunden.

Jahresbericht der Vertrauensperson der Genossinnen Augsburgs. Im Oktober nahmen die Genossinnen Augsburgs in einer Versammlung den Bericht der Vertrauensperson über das letzte Vereinsjahr entgegen. In vier öffentlichen Versammlungen referierten im Laufe des Jahres die Genossinnen Grünberg, Greifenberg und der Genosse Alberty. Eine besonders große Zahl weiblicher Zuhörer lauschte dem Referat des letzteren. Um die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiterinnen wirksam fördern zu können, nahm die Vertrauensperson an zahlreichen Werkstudenversammlungen teil und legte in diesen Zweck und Nutzen der Organisation dar. Die aufgewendete Arbeit war nicht vergeblich. Im letzten Jahre hat die Frauenbewegung in Augsburg einen erheblichen Aufschwung genommen und viele treue und tapfere Mitstreiterinnen gewonnen, die sich auch fleißig an der Kleinarbeit beteiligen. Mit Freuden ist es zu begrüßen, daß sich in der letzten Zeit auch jüngere Kräfte rednerisch hervorgewagt haben. Es sind dies die Genossinnen Simon und Deffner. Ein weiterer Fortschritt ist es auch, daß sich die Genossinnen die Sammlung von Beiträgen zu Agitationszwecken mehr und mehr angelegen sein lassen. So war es möglich, eine Einnahme von 286,07 Mk. zu erzielen. Nach Abzug der Ausgaben von insgesamt 216,18 Mk. verbleibt ein Kassenbestand von 49,89 Mk. Die Wahl der Vertrauensperson fiel wieder auf Genossin Greifenberg. Zur Stellvertreterin wurde Genossin Deffner ernannt. Eingedenk ihrer Pflicht, werden die Genossinnen Augsburgs dem kämpfenden Proletariat auch fernerhin treu zur Seite stehen.

Jahresbericht der Vertrauenspersonen Hamburgs für das Jahr 1905. Das verfloßene Jahr war zwar kein Wahljahr, aber nichtsdessenweniger ein Kampfsjahr in des Wortes ernstester Bedeutung, sowohl soweit Hamburg selbst in Frage kam, als auch soweit Kämpfe in Frage kamen, die sich außerhalb Hamburgs Mauer abspielten, aber das Interesse der gesamten deutschen Arbeiterchaft fesselten. Unter diesen Kämpfen sind vor allem zu nennen

der große Bergarbeiterstreik, der Kampf der russischen Revolutionäre und der Kampf der Hamburger Arbeiter gegen das Wahlrechtsattentat. In diesen Fällen haben die Genossinnen nicht selbständig Stellung genommen, sondern die vom Gewerkschaftskartell und der Parteileitung eingeleiteten Aktionen unterstützt. Besonders fleißig haben sich unsere Genossinnen an den Sammlungen für die streikenden Bergarbeiter und die russischen Revolutionäre beteiligt. Vor einer besonderen Protestaktion gegen das Wahlrechtsattentat haben die Genossinnen ebenfalls ab, weil sie ein gemeinsames Vorgehen in dieser Frage für wirksamer hielten. Im Gegensatz zu den bürgerlichen Damen, die von einer besonderen Protestaktion Abstand nahmen, weil das Wahlrecht zur Bürgerschaft doch nur ein Männerrecht sei. Wir möchten bei dieser Gelegenheit betonen, wie sich anlässlich dieses Falles wiederum **abgrundtiefer Gegensatz zeigt zwischen proletarischer und bürgerlicher Frauenbewegung.** Während wir die politischen Rechte als ein Mittel zum Kampfe gegen Ausbeutung und Unterdrückung, gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung selbst betrachten, also als eine Waffe, die wir im Klassenkampf, im Klasseninteresse der Arbeiter gebrauchen, betrachten die bürgerlichen Damen die Eringung der politischen Rechte als Selbstzweck. Sie verlangen politische Rechte, um innerhalb der kapitalistischen Gesellschaftsordnung ihre besonderen Frauenrechte gegenüber den Männern zu vertreten. Wir verlangen politische Rechte, um damit um so wirksamer in Gemeinschaft mit den Männern unserer Klasse den Kampf gegen den Kapitalismus, gegen die herrschende Gesellschaft, deren Männer und Damen führen zu können. Daraus ergibt sich von selbst, daß wir jede politische Entrechtung unserer Männer als eine Entrechtung unserer selbst betrachten, weil es unsere Klasse trifft, in seinen Konsequenzen für uns genau so viel bedeutet als für den proletarischen Mann. Zudem weiß jedes politische Kind — ergo könnten es auch selbst die bürgerlichen Damen wissen —, daß eine gesetzgeberische Mehrheit, die der proletarischen Männerwelt die Rechte beschneidet, gar nicht daran denkt — den Frauen politische Rechte einzuräumen.

Erscheint uns also das Verhalten der Hamburger Frauenrechtlerinnen von ihrem Klassenstandpunkt aus erklärlich, so zeugt es aber gleichzeitig von riesiger politischer Kurzsichtigkeit.

Oder ging der Klasseninstinkt und der darin wurzelnde Haß gegen die Sozialdemokratie mit den „fortschrittlichen“ Damen durch, wie er so oft mit den „fortschrittlichen“ und „liberalen“ Mannesgeelen durchgegangen ist?

Hätten also bezüglich der angeführten Fragen die Genossinnen es unterlassen, eine selbständige Aktion einzuleiten, so nahmen sie dagegen in einer Reihe von Versammlungen Stellung zur Schulfrage. Außer der mündlichen Ausklärung hierüber in Versammlungen ward diese noch besonders gefördert durch den Vertrieb der von der Genossin Zeitlin verfaßten Broschüre über diese Frage. Eine Anzahl von Versammlungen, die hauptsächlich von der Genossin Jährenwald im dritten Kreise abgehalten wurden, beschäftigten sich mit den verhängnisvollen Folgen, die der neue Zolltarif für die Arbeiterfrau in ihrer Eigenschaft als Hausfrau, Mutter, Arbeiterin und Staatsbürgerin zeitigen wird. Dem Protest gegen die entsetzlichen Soldatenmißhandlungen und Bluturteile im besonderen und dem ganzen System des Militarismus im allgemeinen galten eine Reihe weiterer Versammlungen. Fünf stark besuchte Versammlungen beschäftigten sich mit der agrarischen Auswucherungspolitik und deren schönster Blüte: der Fleischnot. Selbstverständlich dienten all diese Versammlungen gleichzeitig der Agitation für die Presse und der sozialdemokratischen Organisation.

Erfreulicherweise ist denn auch zu konstatieren, daß die Zahl der Abonnenten der „Gleichheit“ **1100** überschritten hat.

Die Zahl der weiblichen Mitglieder der sozialdemokratischen Vereine dagegen beträgt 1700. Bei der gewerkschaftlichen Agitations- und Organisationsarbeit waren Genossinnen tätig für die Organisation der Schneider, Fabrikarbeiter, Transportarbeiter, Tabakarbeiter und Handlungsgesellen.

Die Abrechnung zeigte, daß eine Einnahme von 900,76 Mk. zu verzeichnen war, der eine Ausgabe von 902,85 Mk. gegenübersteht, mithin ein Kassenbestand von 58,11 Mk. verbleibt. Unter den Ausgaben sind zu verzeichnen: 200 Mk. für das Gewerkschaftshaus (die Genossinnen sind mit 850 Mk. am Hausbau beteiligt, sie sind eifrig bestrebt, die ganze Summe, 1000 Mk., für einen Anteilsschein zusammenzubringen); 100 Mk. an die Parteikasse; 310 Mk. an Genossin Baader, und der Rest waren Ausgaben für örtliche Agitation. Erfreulicherweise ist auch in diesem Jahre der Stamm intelligenter, eifriger, zuverlässiger Mitarbeiterinnen gewachsen. Die beste Gewähr für die weitere gedeihliche Agitationsarbeit.

J. A.: Luise Bieh.

Politische Rundschau.

Im Reichstag hat sich die erste Lesung des Etats, wie üblich, in der Hauptsache zu einem Duell zwischen dem Reichsfiskus und dem Führer der Sozialdemokratie zugespielt. Alle die Sünden, die die Reichsregierung in reichem Maße auf ihr Konto geladen hat, wurden von Bebel in scharfer Weise gerügt. Die unsagbare Zumutung, das Volk solle trotz der wachsenden Teuerung neue Steuern im Betrag von mehr als zweihundert Millionen aufbringen, wie die Mehrforderung für Kriegsschiffe fanden die gebührende Zurückweisung. Einen breiteren Raum noch als sonst nahm aber die Erörterung der auswärtigen Politik ein, die unter der Leitung

des ehemaligen Diplomaten Fürst Bülow derart verfahren ist, daß Deutschland heute in Europa völlig isoliert dasteht.

Der Grund zu dieser Vereinzelung Deutschlands liegt nicht etwa in einer besonderen Wohlwilligkeit der Nachbarn; sie entspringt vielmehr der fahrlässigen, auf Schaugepränge und sabelkräftigen Prahlerei bedachten Politik der Reichsregierung selbst, die überall Mißtrauen bei anderen Völkern erweckt. Freundschaft haben die Reichslenker nur gesucht und gefunden bei den reaktionärsten Elementen Europas. Der Zar, der Sultan, allenfalls auch noch der „Raghen“ von Marokko, — das sind unsere Freunde. Sie haben Grund, in der deutschen Reichsregierung einen Hort der Reaktion zu erblicken, der auch ihnen selbst bis zu einem gewissen Grade Bürgschaft leistet, daß sie in ihrer vollstündigen Tyrannie im eigenen Lande von außen nicht gestört werden. Bezeichnend dafür ist, daß Deutschland allein von allen europäischen Staaten sich nicht an der Blottendemonstration gegen die Türkei beteiligt hat, durch die endlich eine Abstellung der mazedonischen Beschwerden eingeleitet werden sollte.

Mit noch weit offenkundigerer Freundschaft als den Sultan beehrt die Reichsregierung den Zaren. Die Folge ist, daß in russischen Völkern nächst der zarischen Regierung selbst keine andere Regierung so verhaßt ist wie die deutsche. Das wäre nun an sich weiter nicht schlimm. Es liegt aber in der Natur der Dinge, daß das russische Volk seine Abneigung von der deutschen Regierung auch auf das deutsche Volk überträgt. Und so sehen wir, daß die kurzfristige Zarenbedienerei, die unsere Reichspolitiker unter dem Vorgeben, das geschehe im Interesse Deutschlands, fortgesetzt betreiben, genau das Gegenteil erreicht. Sie schädigt das deutsche Volk auf das schwerste.

Andererseits werden Engländer und Franzosen ständig in Mißtrauen verfaßt über die Pläne der Reichsregierung durch das phantastische Gerücht von großen weltpolitischen Zukunftsplänen Deutschlands, die mit der gepanzerten Faust oder dem Dreijack betrieben werden sollen, um das deutsche Volk „herrlichen Tagen“ entgegenzuführen. Wenn hinter diesen Herrlichen erste Pläne stecken, so können sie nur auf den Versuch der Erwerbung oder gar Eroberung neuer Kolonien hinauslaufen. Denn daß in den Kolonien, die wir haben, „herrliche Tage“ für den deutschen Michel herbeigeführt werden könnten, wird doch kein vernünftiger Mensch mehr glauben. So muß jenes Gerücht als eine Drohung an die älteren Kolonialmächte, besonders England, wirken und wird dann natürlich mit Säbelkräften von der anderen Seite beantwortet, denn der englische Chauvinismus oder Jingoismus, wie man dort sagt, ist nicht um ein Haar besser als der deutsche.

Unser Proteste gegen dies völkerverzehrende Treiben suchte der Reichskanzler zu einer Art Landesverrat umzuwandeln. Besonders scheint es ihm in die Glieder gefahren zu sein, daß die deutsche Sozialdemokratie fest entschlossen ist, die Anzettelung eines Eroberungskrieges gegen eine andere europäische Macht mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern, wie wir das gleiche von den Bruderparteien in anderen Ländern erwarten dürfen. Mag Fürst Bülow in noch so pathetischen Tönen darob klagen und wettern, die Dinge sind glücklicherweise in Europa schon so weit gediehen, daß die Völker sich nicht mehr gegeneinander zur Schlachtbank schleppen lassen. Die internationale Sozialdemokratie wird die Kriegsgelüste der nationalen Chauvinisten im Zaume halten, wenn es sein muß, mit geballter Faust.

Während die Sozialdemokratie auch in Fragen der auswärtigen Politik entschiedener und selbstbewußter auftritt als je zuvor, schwenken die bürgerlichen Parteien samt und sonders ein in den militärfrommen Heerbann. Die bisherigen Verhandlungen lassen schon mit hinreichender Deutlichkeit erkennen, daß die Flottenvorlage bewilligt wird ohne viel Sträuben. Eine kleine Abschlagszahlung hat die Regierung schon erhalten in der Bewilligung der Wästenbahn Luderhört-Kubub. Während anfänglich auch Zentrum und Freisinnige Volkspartei Widerspruch erhoben gegen die Zumutung, eine Bahn zu bauen, die niemals einen wirtschaftlichen Nutzen haben kann, der ihren Kosten entspricht, sind sie bis zur zweiten und dritten Lösung umgefallen, ohne es überhaupt für nötig zu halten, ihren Unfall mit Gründen zu rechtfertigen. Die Behauptung, daß die Kriegführung gegen die Pottentotten durch den Bahnbau erleichtert würde, hat ihnen genügt, trotzdem doch vor 8 Monaten an eine Erstellung der Bahn überhaupt nicht zu denken ist, und trotzdem es auf der Hand liegt, daß dann zu einem „Kriege“ die Bahn nicht mehr gebraucht werden kann, da die Pottentottenhaufen sich zum Teil schon ergeben haben. Nur der Vertreter der Freisinnigen Volkspartei stammelte eine verlegene Entschuldigung, daß seine Partei stets zu Bewilligungen bereit sei, wenn eine Forderung für militärische Zwecke von sachmännischer Seite für unumgänglich notwendig erklärt würde. Das Zentrum schwieg ganz. Die Sozialdemokratie blieb mit ihrem Protest allein. Die bürgerlichen Parteien erhielten dann die Belohnung für ihr patriotisches Weihnachtsgeschenk durch eine allem parlamentarischen Brauch zuwiderlaufende Ansprache des Obersten v. Deimling im Stile eines Regimentsappells. Schöner hätte es der seltsame Boulanger in Frankreich sicher auch nicht machen können. Das hat gerade noch gefehlt, daß der Troupiere den Bureaucraten im Parlamenten unterführt, um die bürgerlichen Parteien um die letzten Reste von bürgerlicher Selbstachtung zu bringen.

Glücklicherweise wächst neben den Fortschritten des bürgerlichen Zerkerungsprozesses das Selbstbewußtsein und die Kraft der proletarischen Emanzipationsbewegung sichtbar vor unseren Augen. Im roten Königreich Sachsen ist eine mächtige Wahlrechtsbewegung entstanden, die von Versammlungen und Protesten zu Demonstrationen fortgeschritten ist und durch ihre ruhige, zuverlässige Zähigkeit Gewähr

dafür leistet, daß sie nicht locker lassen wird, bis sie ihr Ziel, die Erringung des gleichen, allgemeinen und direkten Wahlrechts, erreicht hat. Die sächsische Regierung verfuhr es nach altem Polizeibruch, mit Versammlungsverboten, mit der Sprengung von Umzügen der Bewegung Herr zu werden. Sie gießt damit nur Öl ins Feuer. Sie zwingt unsere sächsischen Genossen geradezu, das schärfere Mittel des Massenstreiks ins Auge zu fassen, das schon schwierigere Widerstände überwunden hat als die reaktionären Praktiken sächsischer Bureaucraten.

G. L.

Genossenschaftliche Rundschau.

An manchen Orten geht die Konsumgenossenschaftliche Bewegung heute im Sturmschritt vorwärts, namentlich im Rheinland, wo freilich noch viel nachzuholen ist. So hat der Bürger- und Arbeiterkonsumverein „Eintracht“ in Essen in seinem letzten (vierten) Geschäftsjahr seine Mitgliederzahl von 1724 auf 3481 gesteigert (also verdoppelt), seinen Umsatz gar von rund 333000 auf 1068000 M., mithin mehr als verdreifacht — trotz dem Bergarbeiterausstand. Die Errichtung eines eigenen Geschäftsgebäudes mit Großbäckerei ist beschlossen. Der Geschäftsbericht führt den Frauen die Verantwortung für die Lebenshaltung der Arbeiterbevölkerung vor, die sie als Käuferinnen tragen. Durch Unterstüßung der scheinbar billigen Schundgeschäfte schädigen sie nicht allein die eigene Familie mit minderwertiger Ware, sondern vor allem die unglücklichen Arbeiter und Arbeiterinnen, die für diese „Billigkeit“ mit Hungerlöhnen, Not und Prostitution büßen müssen. Die Organisation der Konsumenten aber ermöglicht, auch die Herstellungsbedingungen der zu beziehenden Waren zu berücksichtigen und durch diese Konsumentenmoral die Lage des schaffenden wie die des verbrauchenden Arbeiters zu heben — auf Kosten blutsaugerischen Wuchers, den heute noch kein Gesetz beschränkt, dem aber der feste Wille einsichtiger Konsumenten einen Damm setzen kann.

Auch der Konsumverein für Bremerhaven und Umgebung, der die ausblühenden Orte an der Unterweser versorgt, zeigt erfreuliches Gedeihen. Trotz der Fluktuation der Bevölkerung, trotz der Einwirkungen der großen Aussperrungen der Bau- und der Werftarbeiter stieg die Zahl der Mitglieder im verflossenen Geschäftsjahr von 3867 auf 5446. Die Höhe des Umsatzes im eigenen Geschäft überstieg nach 4 1/2-jährigem Bestehen zum erstenmal die Million; er betrug rund 1077000 M., wozu noch 97000 Mark im Lieferantengeschäft kommen. Auch hier wird ein Zentrallager mit Bäckerei errichtet. Ebenso in Dessau, dessen Verein gleichfalls (mit Einschluß des Lieferantengeschäftes) die Millionengrenze überschritten hat (705000 M. Umsatz im eigenen, 409000 M. im Lieferantengeschäft bei über 3000 Mitgliedern: 149000 M. mehr als im Vorjahr). Von Mainz und vielen anderen Orten läßt sich Ähnliches berichten: überall kräftiges inneres und äußeres Fortschreiten.

Das „Reichs-Arbeitsblatt“ bringt wieder eine statistische Übersicht über das deutsche Genossenschaftswesen im Jahre 1904, aus der die schon heute große wirtschaftliche Bedeutung dieser Form der Selbsthilfeorganisation hervorgeht. Danach gab es Ende 1904 25398 Genossenschaften verschiedenster Art. Weitans an der Spitze standen die Kreditvereine, die „Volksbanken“ des gewerblichen und landwirtschaftlichen Mittelstandes, mit 15011. Es folgten die landwirtschaftlichen Rohstoff-, Wert-, Magazin- und Absatz- und Produktivgenossenschaften mit zusammen 6210, Konsumvereine mit 2090, Baugenossenschaften mit 617, gewerbliche Produktivgenossenschaften mit 368 usw.

Von 2321 eingetragenen Genossenschaften (gegen das Vorjahr mehr 1090 = 4,9 Prozent) mit 3410000 (+ 201500 = 6 1/2 Prozent) Mitgliedern lagen nähere Angaben vor. Die Kreditgenossenschaften zählten 1901000 Mitglieder. Die landwirtschaftlichen Verbände (zu denen auch der größte Teil der Kreditvereine zu rechnen ist) zählten 18309 (+ 1147 = 6 3/4 Prozent) Genossenschaften mit 1650000 Mitgliedern, wovon zwei Drittel selbständige Landwirte.

Konsumvereine waren es 1833 mit 897000 Mitgliedern (der größte deutsche Konsumverein, der Breslauer mit über 80000 Mitgliedern, und eine Anzahl anderer bedeutender sind keine eingetragenen Genossenschaften; es sind also über 1 Million Mitglieder). Es gehörten zum Zentralverband deutscher Konsumvereine 760 Vereine (+ 76), wovon berichteten 725 (+ 86) mit 649600 (+ 74100 = 12,8 Prozent) Mitgliedern, 1840 (+ 15,2 Prozent) Verkaufsstellen, 8281 (+ 17 Prozent) beschäftigten Personen. Der Umsatz betrug 202646000 M. (+ 26190000 = 14,7 Prozent), wovon in eigener Produktion hergestellt für 17092000 (+ 2879000 = 16 Prozent), der Reinüberschuß 16768000 M. (2008000 = 13,8 Prozent). Sie arbeiteten mit eigenem Kapital in Höhe von 19761000 (+ 1995000 = 11,2 Prozent), fremdem Kapital (größtenteils Spareinlagen und Hausanteile der eigenen Mitglieder) von 24827000 M. (+ 3148000 = 14 1/2 Prozent). Von den angeschlossenen Vereinen waren 745 Konsum-, 14 Produktivgenossenschaften, die in 7 Revisionsverbänden organisiert sind. Dazu kommt die Groß-einkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine, deren Umsatz von 84 Millionen eigentlich von dem oben angeführten Gesamtumsatz abzuziehen ist, da er im Umsatz der einzelnen Vereinstats nach erscheint.

Von den 273 dem Schulze-Delitzsch'schen Allgemeinen Verband angehörenden Konsumvereinen berichteten 252 mit 258000 Mitgliedern und 55307000 M. Umsatz.

Eine zusammenfassende Übersicht der Baugenossenschaften ist leider nicht gegeben, da nur von den dem Allgemeinen Verband angehörenden, individualistischen nähere Angaben vorliegen, nicht vom Verband der auf dem Boden

des gemeinschaftlichen Eigentums stehenden, also sozialwirtschaftlich fortgeschrittenen Genossenschaften.

Der Lohn- und Arbeitstarif für Bäcker, wie er vom Verband der Bäcker und Berufsgenossen mit dem Zentralverband deutscher Konsumvereine vereinbart worden ist, war bis zum Oktober von 56 Konsum- und Produktivgenossenschaften mit 588 beschäftigten Bäckern anerkannt, während 121 Vereine mit 821 Bäckergehilfen noch außerhalb standen. Von diesen Vereinen ist ein Teil nicht dem Zentralverband angeschlossen, wie auch ein Teil der nichttarifmäßig Arbeitenden dem Verband nicht angehört. Immerhin bleibt auch innerhalb des Zentralverbandes noch ein gut Stück ausländer Arbeit zu leisten, die von der Leitung des Verbandes und der Landesverbände sicher alle Förderung erfahren wird. Hoffen wir, daß die klassenbewußten Arbeiter in den Verwaltungen und Generalversammlungen überall ihre Schuldigkeit tun werden, um den Grundfragen, die sie als organisierte Arbeiter dem Unternehmertum gegenüber vertreten, auch als „Arbeitgeber“ selbst zur Geltung zu bringen. Auch der Anschluß der Vereine an die Unterstützungsstelle des Zentralverbandes macht Fortschritte, wenngleich es auch hier unrühmliche Ausnahmen gibt. Bisher haben 43 Vereine, darunter die größten, ihren Beitritt erklärt.

Simon Kayenstein.

Notizenteil.

Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen.

Frauen als Laternenanzünder. In Lausitz in Sachsen versorgen Frauen das Laternenanzünden. Obgleich der Ort ein stark frequentierter Badeort ist, hat man doch noch Petroleumlampen zur Straßenbeleuchtung. Die Frauen haben nun die Laternen zu füllen, zu putzen, sie anzuzünden und auszulöschen. Mit der Leiter auf der Schulter, der Petroleumlampe und dem Puzkasten in der Hand, ziehen sie am Tage von Laterne zu Laterne, um sie zu füllen und sauber zu machen. Des Abends geht's wieder mit der Leiter auf dem Rücken zum Anzünden, und mitten in der Nacht, zwischen 1 und 2 Uhr, werden die Laternen gelöscht, da heißt es wieder die Leiter schleppen, um das Auslöschchen zu besorgen. Für ihre Arbeit erhalten die Frauen pro Laterne 3 1/2 Pfennig. Welch „nobler“ Arbeitgeber doch die Kommune ist! Wie „nobel“ die Bezahlung ist, kann man erst dann ermessen, wenn man die Zeit zusammenrechnet, die die Frauen auf ihre Arbeit verwenden müssen, und beachtet, daß sie die halbe Nacht unterwegs sind, also niemals richtigen Nachtschlaf erhalten. Dazu kommt noch das Unangenehme der Arbeit selbst. Mit der Leiter sich von Straße zu Straße schleppen, in Wind und Regen, bei Hitze und Frost. Eine Frau versicherte uns, daß sie bei starkem Wind und gar erst bei Sturm wetter sich nur mit äußerster Mühe auf der Leiter zu halten vermöchte. Erklärlich genug. Bietet doch just die Kleidung der Frau dem Wind und Sturm eine besondere Angriffsfläche. Ihr winziges, so bitter-sauer erworbenes Einkommen haben die Frauen mit 11 M. 85 Pf. zu versteuern. Die Kommune zahlt erbärmlich, aber „Vater Staat“ muß auch hier von noch seinen Happen haben.

Luise Biez.

Frauenstimmrecht.

Für das Frauenstimmrecht in Italien werden die italienischen Genossen bei der beschlossenen Wahlrechtsagitation eintreten. Der Vorstand der italienischen Sozialdemokratie legte der Parteilokation einen Antrag vor, in welchem es unter anderem heißt: „Der Parteivorstand beschließt, den Klassenleitenden entsprechend, die Agitation für die Verleihung des Wahlrechtes an alle Bürger ohne Unterschied des Geschlechtes energisch zu führen, und fordert die Parteiateilnehmer auf, im Einverständnis mit den Gewerkschaften in dieser Bewegung auszuhalten, bis das volle Wahlrecht erobert ist.“ Genosse Turati, der auf dem äußersten rechten Flügel der italienischen sozialistischen Partei steht, erklärte sich gegen mehrere der aufgestellten Klassenleitenden und auch gegen das Frauenstimmrecht. Seiner Auffassung stimmten jedoch nur vier Abgeordnete zu, der Antrag des Parteivorstandes gelangte zur Annahme. Die italienischen Genossinnen, die an allen Kämpfen der Partei einen so regen Anteil nehmen, werden sicher ihre ganze Kraft dafür einsehen, daß der Beschluß kein toter Buchstabe bleibt.

Eine Demonstration der österreichischen Frauenrechtlerinnen für das Frauenwahlrecht hat kürzlich stattgefunden. Eine Frauenversammlung, in der Frau Hänisch referierte, forderte die Zuerkennung des aktiven und passiven Wahlrechtes an das weibliche Geschlecht. Da der große Nachahrsaal nicht stark besetzt war, meinte die Referentin, er würde zum Gedrücken voll sein, wenn die Sozialdemokratinnen da wären. Es lag für unsere Genossinnen gar kein Grund vor, sich an einer bürgerlichen Veranstaltung zu beteiligen. Sie haben für das allgemeine Wahlrecht gemeinsam mit dem kämpfenden Proletariat demonstriert, wie wir bereits berichteten. Ganz irrtümlich ist die Behauptung, daß in Oesterreich das Frauenwahlrecht zum erstenmal von Frauen verlangt worden sei. Unsere Genossinnen sind bereits vor zwölf Jahren dafür eingetreten.

Briefkasten.

Ein Neugieriger. Käufe vertilgt man am besten durch eine gründliche Einreibung des Kopfes mit frischer grauer Salbe oder Petroleum. Vorausgeschickt kann man eine Einreibung mit Sabadilleffig, den man die Nacht über wirken läßt. Der Kopf muß dann gut verbunden werden, damit das Ungeziefer nicht wegspariert.

Weihnachtsabend.

Von Theodor Storm.

Die fremde Stadt durchschritt ich sorgenvoll,
Der Kinder denkend, die ich lieb zu Haus.
Weihnachten war's, durch alle Gassen scholl
Der Kinderjubiläum und des Markts Gebraus.

Und wie der Menschenstrom mich fortgespült,
Drang mir ein heiser Stimmlein in das Ohr:
„Kauf, lieber Herr!“ Ein magres Händchen hielt
Freibietend mir ein ähnlich Spielzeug vor.

Ich schrak empor, und beim Laternenschein
Sah ich ein bleiches Kinderangezicht;
Des Alters und Geschlechts es mochte sein,
Erkannt' ich im Vorüberstreifen nicht.

Nur von dem Treppenstein, darauf es saß,
Noch immer hört' ich, mühsam, wie es schien:
„Kauf, lieber Herr!“ den Ruf ohn' Unterlaß;
Doch hat wohl keiner ihm Gehör verliehn.

Und ich? — War's Ungeschick, war es die Scham,
Am Weg zu handeln mit dem Bettelkind?
Oh' meine Hand zu meiner Börse kam,
Verfchoß das Stimmlein hinter mir im Wind.

Doch als ich endlich war mit mir allein,
Erfasste mich die Angst im Herzen so,
Als sah' mein eigen Kind auf jenem Stein
Und schrie nach Brot, indessen ich entfloh.

Mine Anders Weihnachtsen.

Von Otto Krille.

Schritt über den Gutshof schallte vom Herrenhaus die
Feierabendglocke. Im Gefindehaus verstummte der heftige
Wortstreit, welcher eben noch stark und leidenschaftlich
weithin zu hören war, und über den schneefrei gefegten,
gepflasterten Weg, der sich an den Ställen hinzog, klang
ein Durcheinander von hastigen, holzbeschuheten Schritten.
Die Tagelöhner und Frauen eilten, ihren Lohn zu holen,
der am heiligen Abend früher als sonst ausgezahlt wurde
und durch eine Weihnachtsgabe erhöht war. Vor der
Halle stapften sie die Schuhe ab und gruppierten sich
dann um die Treppe, welche zu der herrschaftlichen
Wohnung führte.

Der Inspektor, ein hagerer, sehniger Mann mit einem
Habichtsgesicht trat auf die oberste Stufe, blickte einig-
mal über die Wartenden hinweg, bis das letzte Gemurmel
verstummt war, und erklärte im Tone eines Auktionators:
„Die Herrschaft kann in diesem Jahre außer dem Zentner
Kartoffeln nur noch zwei Mark geben. Wie ihr wisst,
ist die Ernte schlecht ausgefallen.“ Im gleichen Tonfall
rief er nacheinander alle Namen auf und händigte den
Vortretenden ihre Geldbeträge in kleinen Papiertaschen ein.

In der entstehenden Unruhe gingen die halblauten
Verwünschungen über das magere Weihnachtsgeschenk
verloren ebenso wie das Staunen über die schlechte
Ernte. Nur ein jüngerer Mann konnte sich nicht ent-
halten, als er die Halle verließ, mit höhnischer Schärfe
zurückzurufen: „Und der Herrschaft ein Wohlgefallen!“
Im Gesicht des Inspektors zuckte keine Muskel.

Mine Anders ging zuletzt. Unverhohlen prägte sich
die Enttäuschung in ihren Zügen aus. Sie hatte mit
einem Taler, ja ganz im stillen noch mit einer Mark
mehr gerechnet, und nun hatte ihre Kalkulation ein
schmähliches Loch bekommen. Vom Feiertagsfleisch, von
den Pfefferluchen, vom Strumpfgarn, von allem mußte
etwas abgerechnet werden. Das war nicht nur unan-
genehm, sondern schmerzte auch, wenn sie an die Kinder
dachte. Eine bittere Empfindung drängte ihr das Wort
„Bande“ auf die Lippen, aber sie hielt es zurück und
ging nur etwas schneller die Dorfstraße entlang, welche
schon im Halbdunkel lag.

Mine Anders war Witwe, und eine solche ist in einem
Dorfe noch schlimmer daran als ein Ortsarmer. Sie ist
nicht nur der Zielpunkt aller außerehelichen Galanterien
der Männer, sondern auch das Objekt des dörflichen
Weiberklatsches. Was sie tut, will das ganze Dorf
wissen, und ihre Wirtschaftsrechnungen prüft jede Bauers-
frau beim Krämer nach. Aber ihre Kinder aber wacht
ein Heer von Erziehern, vom Schulmeister an bis zum
Kuhhirten. Sie lebt gleichsam im Glashauss, wo jedermann
ihr Tun beschauen kann. Ihr Leben gehört dem Dorfe,
nur die Sorge hat sie allein. Wehe dem Weib, das
nicht stark genug ist, dem Dorfe zu trotzen, es lebt im
Besärgnis. Mine Anders hatte, seit sie ihren Mann
verloren, einen Stolz dazwischen gesetzt, nicht nur zu trotzen,
sondern zu verblüffen. Durch einen zähen Fleiß machte
sie alle Berechnungen der Frauen zuschanden. Immer
wußte sie durch ein neues Kleidungsstück für die Kinder,
durch einen reichlicheren Einkauf dem Dorfsgeplätz frische
Nahrung zu geben. Sie war eine von jenen urkräftigen
Naturen, die das Leben immer zu übertrumpfen suchen.

Wie sie so nach Hause schritt, hatte sie bald ihren alten
lebensharten Sinn wiedergefunden.

Der scharfe Schneewind nahm ihr alle Grübeleien. Da
hörte sie, daß sich hinter ihr Schritte beschleunigten, als
ob jemand sie einholen wollte. Überrascht wandte sie
sich und blieb stehen. Als sie den Ankommenen erkannte,
wurde sie von einem Gefühl der Verwirrung und Un-
schlüssigkeit erfaßt, daß sie vergaß, den Guten Abend-
Gruß zu erwidern.

Der Mann, eine breite, gedrungene Gestalt, faßte ihre
linke Hand. Sie entzog sie ihm nicht. Dann gingen sie
beide nebeneinander weiter.

„Du hast es vergessen?“ Halb Vorwurf und halb
Frage war es.

„Nein.“ In ihrer Stimme klang die Erregung mit.
„Aber zwei Jahre bist du Witwe. Soll ich noch länger
warten?“ In die Rauheit seiner Worte floß ein liebe-
voller Vaterton ein. „Es ist Weihnachten. Willst du
nicht deinen Kindern einen — zweiten — Vater —
schenken? Du plagst dich allein zuschanden, und ihr
müßt immer noch hungern.“

„Die Kinder haben nicht gehungert,“ entgegnete sie
scharf und verletzt.

„Aber du — du — ich weiß es.“

Sie kämpfte um Worte.

„Soll der Hunger dein Brautwerber sein? Ist er dir
am Tisch lieber als ich?“

Unwillig entzog sie ihm die Hand, obwohl er sie
fester packen wollte. „Ich kann nicht — der Kinder
wegen.“

„Die Kinder und immer wieder die Kinder. Ich habe
sie gern,“ entgegnete er gereizt. „Du hast aber doch auch
Ansprüche an das Leben. Gerade heute,“ fuhr er weicher
fort, „da ist man nicht gern allein. Weihnachten ohne
Liebe — —.“ Ein heftiger Windstoß trieb ihm den Schnee
ins Gesicht und verhinderte das Weitersprechen. Instinktiv
drängten sich die beiden näher zusammen, als ob sie
vermeint dem Schneegestöber besser Trost bieten könnten.
Das Gespräch verstummte für Augenblicke, und in Mine
Anders stieg die Weiblichkeit mit sinnbetäubender Kraft
empor. Zwei Jahre Witwenleben mit aller Entbehrung,
mit all der geheimen, ungestillten Sehnsucht nach Här-
lichkeiten von starken Armen erstanden vor ihrem Geiste.
Wie ein Kausch überkam es ihr fünfunddreißigjähriges
blühendes Frauentum. Die mühsam errungene Selb-
ständigkeit und einsame Stärke verging vor dem Hauch
dieses Mannes wie Schnee vor dem Sommer. Sie war
wieder Mädchen mit mädchenhaftem Drange. Sie fühlte
wieder Küsse auf ihren Rippen brennen, die nicht von
Kinderlippen stammten, und als sie einen Männerarm
an ihrer Hüfte fühlte, schauerte sie zusammen unter seinem
Drucke.

Da tauchte in dem Gewühl der Schneeflocken eine
kleine dunkle Gestalt vor ihr auf. „Mutter,“ klang es
ihr entgegen. Das war wie eine Entzauberung.

Mit hartem Griff befreite sich Mine Anders von dem
Arme, als schämte sie sich vor dem Kinde. Dann zog
sie den freudig aufjubelnden Buben an sich, hob ihn mit
ihren arbeitsfesten Händen hoch und küßte ihn mit heißer
Inbrunst, in der noch das erlöschende Feuer ihrer Ge-
schlechtlichkeit brannte. Dann atmete sie tief auf, als
sollte die kalte Abendluft alles kühlen, was noch von
jenem Verlangen in ihr glühte.

Das Kind an der Hand, fühlte sie eine tiefe, wunder-
bare Beruhigung.

„Wir wollen nicht mehr darüber sprechen,“ sagte sie
in gedämpftem Tone.

Ein zorniges „Ach“ ertönte an ihrer Seite. „Ich
gehöre den Kindern. Ich bin es ihnen schuldig.“

Sie sprach mild und leise.

„Was soll aus ihnen werden, wenn du sie kaum er-
nähren kannst. Werden sie dir nicht einmal sagen, daß
du ihnen das Glück verwehrt hast, daß du reichliches
Essen und sorgenlose Jugend eifersüchtig von ihnen
ferngelassen hast. Sie werden dir nicht danken, ver-
wünschen werden sie dich.“ In leidenschaftlicher Weise,
ohne Rücksicht auf das Kind, stieß er die Worte heraus.
Sie schwieg betroffen.

„Du hast mich doch gern. Willst du alle Lebensfreude
den Kindern opfern, die so klein sind, daß sie sich bald
an mich gewöhnen werden? Was wissen sie davon,
Glaubst du, sie werden später einmal an deine ver-
härtesten Jahre denken und an die Sorgen, die du ihret-
wegen getragen hast? Niemand fragt, was du verloren
hast. Niemand wird es dir danken. Ach, es ist ja
Unfug, das Leben so wegzuworfen!“

„Was ich meinen Kindern gebe, ist nicht weggeworfen.
Sie haben mehr Anrecht darauf als du.“

Eine wunderbare Wärme strömte ihr bei dem Ge-
danken an die Kinder aus dem Herzen, ergoß sich in
jeden Nerv und erfüllte sie ganz mit mütterlicher Hin-
gabe. Sie erkannte etwas von der großen Wahrheit,
daß das, was man Kindern tut, für die Menschheit

getan ist, aber ihrer schlichten Ausdrucksweise mangelten
die Worte dafür. Dazwischen aber drängte sich wieder
die bange Frage: Kannst du allein die Kinder erziehen
und beschützen? Du bist eine Frau, eine schwache Frau!
Wenn sie hungern, und du kannst sie nicht satt machen —!
Du kannst krank werden. Hundert Möglichkeiten erfann
ihr gequältes Hirn. Dann glitt ihr Blick wieder un-
bemerkt an der kräftigen Mannesgestalt nieder, die an
ihrer Seite ging. Als ohne ihr Begleiter, was in ihr
vorging, hielt er stumm, aber erwartungsvoll mit ihr
Schritt. In ihm hatte nur das Begehren Platz nach
diesem Weibe, das in der Vollblüte der Jahre seine ent-
fesselten Sinne reizte und doch in ihrer herben Mutter-
schaft unsichtbare Schranken um sich gezogen hatte.

Plötzlich wandte er sich, um seine Unruhe zu verbergen,
mit mühsam scherzendem Klang zu dem Knaben: „Nun,
Paul, möchtest du mich nicht zum Vater haben?“ Und
er versuchte, dem Jungen die Backen zu streicheln.

Er schreckte preßte sich dieser an der Mutter Knie, daß
sie im Weiterstreiten gehemmt wurde.

„Laß den Buben. Komm wieder, wenn er groß ist.“
Der innere Kampf klang noch in diesen Worten.

Ein kurzes heiseres Lachen antwortete ihr. „Dann
bist du alt!“

Verständnislos schaute sie ihn sekundenlang an. Dann
aber folgte blühschnell die Erkenntnis. Die Schamröte
brannte in ihrem Gesicht.

Sie blühte sich, nahm den Knaben auf den Arm und
eilte vorwärts, ohne auf den Weg zu achten, durch den
tiefen Schnee, immer hastiger, als würde sie verfolgt,
obwohl der Mann, den sie floh, stehen geblieben war
und ihr kopfschüttelnd nachblickte. Das Kopftuch fiel ihr
in den Nacken und der Wind peitschte ihr Haar. Sie
wandte sich nicht um. Der Knabe begann zu weinen.
Sie drückte seinen Kopf an ihre zitternde Brust. Nur
als sie die Dorfstraße verlassen hatte und einen schmalen
Feldweg betrat, auf dem ihr ein armseliges Lichtchen
entgegenschimmerte, mäsigte sie ihre Schritte. Abwärts
vom Dorfe wohnte sie mit ihren drei Kindern in einem
niedrigen Häuschen, in welchem ihr ein Bauer eine Stube
vermietet hatte.

Als in dem schmucklosen Heime ihr ein Kinderlief
entgegenscholl und aus einem Korbe sich zwei schwache
Arme sich nach ihr ausstreckten, richtete sie sich hoch
auf. Geräuschlos schob sie den Türriegel vor. Das gab
ein Gefühl der Sicherheit. Doch als sie sich müde auf
dem Stuhle niedergelassen hatte, kam es wie eine Er-
schütterung über sie, und Träne um Träne floß über die
schweißigen Hände, die vergebens den Strom zu hemmen
suchten. Befremdet blickten die Kinder auf sie. Sie hatten
die Mutter noch nie weinend gesehen. Kaum aber
hatte ein Händchen wie vorwurfsvoll in die Rockfalten
gefaßt, da war Mine Anders wieder stark.

Sie band das Tuch ab und zündete die Petroleumlampe
an Stelle des kleinen flackernden Nachtlichtes an.

Hell und vertraulich ergoß sich das Licht über alle
Gegenstände. Mine Anders aber ward fröhlich, wie nur
ein Mensch werden kann, in dessen Herzen unbeirrte
Ruhe eingelehrt ist. Lächelnd zog sie hinter ihrem Bett
ein Tannenbäumchen hervor, das sie selbst geschnitten
hatte, ohne an Forstbiefstahl zu denken.

Die Kinder jauchzten hell auf. Bald hatten sie mit
der Mutter den Baum mit kleinen Lichtern besteckt, bunte
Papierketten darauf gehangen und goldschäumbelebte
Tannenzapfen daran gebunden. Mine stellte vier Teller
darunter, legte auf jeden zwei Pfefferluchen, zwei Apfel
und eine Handvoll Rüsse. Jedes Kind aber bekam noch
ein Butterbrot mit einem Stück Wurst, das extra groß
war. Dann zündete sie die Lichter an und löschte die
Lampe. Mit staunenden Augen drängten sich die Kinder
an die Mutter. Der jüngste Bube, den sie auf den
Arm nahm, haschte mit übermütigen Jauchzen nach all
den Fittern, als seien es kostbare Schätze.

„Du mein Christkind, mein kleiner Heiland,“ lieblos
die Mutter, und zu den anderen gewandt: „Da, das
schenke ich euch — — und meine ganze Liebe,“ setzte sie
im stillen hinzu.

Als im Dorf um Mitternacht der Festtag eingeläutet
wurde, ging Mine Anders zur Ruhe. Still und fest
war es in ihr geworden. Was noch verlangt hatte nach
Genuß, war den heiligen Entschlüssen der Mutterschaft
gewichen. Ihr Leben sollte den Knaben geweiht sein,
— den Heilanden der Zukunft, die sie selbst im Schoß
getragen. Für sie zu leben und zu arbeiten, daß sie einst
hinausgetragen würden über die Armut ihres eigenen
Daseins, das erschien ihr so natürlich, daß kein anderer
Gedanke mehr Raum in ihr hatte. Eine schlichte Größe
erfüllte sie, von der sie selbst nichts wußte, an der die
Welt immer achtlos vorbeizugehen pflegt und die doch
wunderbarwürdiger ist als viele Großtaten, von denen
die Geschichte spricht.